Brockauer Zeitung

Zeitung für den Landkreis Breslau

Bezugspreis einschließlich Abtrag wöchentlich 28 Pfg., monatlich 1,15 Mk. Erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mittag. Der Bezug gilt als fortbestehend, wenn nicht 14 Tage vor Beginn des Monats derselbe gekündigt wird. Bei höherer Gewalt oder Betriebsstörung kann in Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises nicht zugestanden werden.

Veröffentlichungsblatt für die Stadt Brockau

Anzeigenpreise: Für die einspaltige Millimeterhöhe (46 mm breit) 5 Pfg. Anzeigen im Textteil mm 15 Pfg. Preisliste Nr. 2. Nachlässe Staffel E. Für das Erscheinen der Anzeigen gelten die „Allgemeinen Geschäftsbedingungen im Anzeigenwesen". Gerichtsstand für alle Zahlungen ist Breslau. Hauptschriftleitung: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. —

Druck und Verlag von Ernst Dodeck's Erben, Brockau, Bahnhofstr. 12. Fernsprecher Breslau 53281. Postscheckkonto Breslau 10795

Nr. 140 — Brockau, Donnerstag, den 23. November 1939 — 39. Jahrgang

Geheimcode half mit zur Verbindung mit Londoner Regierung

Der Funkverkehr mit dem britischen Geheimdienst

DNB. Berlin, 22. November.

Mit dem von den Vertretern des britischen Intelligence Service den SS-Führern als den vermeintlichen Abgesandten einer innerdeutschen Opposition übergebenen Gerät gelang es, unter Benützung des von dem Vertreter des Intelligence Service, Kapitän Stevens, im Haag den Beamten der Sicherheitspolizei ausgelieferten Geheimcode die Verbindung mit der englischen Regierung bzw. dem britischen Intelligence Service aufzunehmen und volle 21 Tage aufrechtzuerhalten.

Der Inhalt der dabei gewechselten Funksprüche mit der vermeintlichen Revolutionsgruppe in Deutschland ist ebenso aufschlußreich wie dumm. Sie werden bei ihrer Veröffentlichung einen Einblick in die trostlose Geistesverfassung der regierenden Schichten des heutigen Englands geben.

Dieser Verkehr der deutschen Sicherheitspolizei mit der britischen Regierung bzw. dem englischen Secret Service in London wurde am 22. November, 10.10 Uhr, von unserer Seite mit folgendem Abschiedsfunkspruch beendet:

„Auf die Dauer ist die Unterhaltung mit eingebildeten und törichten Menschen langweilig. Sie werden verstehen, daß wir abbrechen. Es grüßt herzlich die Euch wohlgeneigte ‚Deutsche Opposition'. Die Deutsche Gestapo."

Da die Aufdeckung der englischen Spionageaktion trotz der deutschen Veröffentlichung um diese Zeit anscheinend der Funkstelle des englischen Geheimdienstes noch nicht bewußt geworden war, haben die beiden englischen Funker Inman und Walsh auch diesen letzten Spruch noch ebenso bieder wie stupide quittiert.

Britischer Geheimdienst am Pranger

Allgemeine Entrüstung im neutralen Ausland

Die Aufdeckung der Hintergründe des verbrecherischen Anschlags im Münchener Bürgerbräukeller und die präzisen Ergebnisse der amtlichen Untersuchung sowie die amtliche Mitteilung über die Verhaftung der Leiter des britischen Geheimdienstes für Westeuropa haben im gesamten neutralen Ausland stärksten Eindruck gemacht. Sämtliche Zeitungen berichten in größter Aufmachung über die Aufklärung des Attentats, wobei sie vielfach ihrer Entrüstung über die hinterhältige Methode des britischen Geheimdienstes Ausdruck geben.

Im befreundeten Italien haben die politischen Kreise mit lebhafter Genugtuung davon Kenntnis genommen, daß es der deutschen Polizei in kürzester Zeit gelungen ist, des erbärmlichen Attentäters habhaft zu werden und den unwiderleglichen Beweis dafür zu erbringen, daß das Intelligence Service hinter dem ruchlosen Anschlag auf das Leben des Führers steht. Geradezu ein Meisterstück der Geheimen Staatspolizei sei auch die Verhaftung des Leiters des englischen Geheimdienstes für Westeuropa und eines seiner engsten Mitarbeiter an der deutsch-holländischen Grenze.

Auch in Holland hat die sensationelle Aufklärung des Münchener Verbrechens größtes Aufsehen erregt. Der „Telegraaf" versieht die Meldung mit der Balkenüberschrift „Berlin meldet: Der Täter verhaftet!" Größtes Aufsehen hat ferner die Feststellung gemacht, daß der britische Geheimdienst den Auftrag zum Verbrechen gegeben habe und daß von dort aus Mittel zur Verfügung gestellt worden sind, um den feigen Anschlag zu ermöglichen. Auch die Tatsache, daß als Organisator des Attentats Otto Strasser aufgetreten sei, wird stark hervorgehoben. In nicht geringerem Maße erregt die deutsche amtliche Mitteilung über die Tätigkeit der Zentrale des englischen Intelligence Service im Haag die Aufmerksamkeit in ganz Holland. Allgemeine Beachtung findet die Darstellung, wie es der deutschen Geheimen Staatspolizei gelang, die Pläne des britischen Geheimdienstes aufzudecken und die beiden führenden Beamten des Intelligence Service bei Venlo festzunehmen in dem Augenblick, als sie die deutsche Grenze zu überschreiten versuchten.

Die bulgarischen Zeitungen heben durchweg den aufsehenerregenden Umstand hervor, daß der Attentäter mit führenden Vertretern des englischen Geheimdienstes Verbindungen unterhalten hat und Emigranten dem britischen Geheimdienst Handlangerdienste geleistet haben. In Kopenhagen haben die durch die deutschen amtlichen Mitteilungen erneut entlarvten verbrecherischen Methoden des britischen Geheimdienstes in allen Kreisen der Bevölkerung stärksten Abscheu und einhellige Entrüstung hervorgerufen. Eine scharfe Verurteilung erfährt die britische Schurkentat auch durch die Zeitungen Estlands. In den ungarischen Zeitungen heißt es anerkennend, die deutsche Geheimpolizei habe wirklich gut gearbeitet und die Mitglieder des „Intelligence Service" in meisterhafter Weise in die Falle gelockt.

Otto Strasser in England

Ein bezeichnendes Schlaglicht auf die Hintergründe des Münchener Attentats und die enge Zusammenarbeit zwischen Otto Strasser und dem britischen Geheimdienst wirft die Tatsache, daß bereits am 16. November die Agenzia Stefani aus Bern meldete, es werde in dortigen Kreisen davon gesprochen, daß Otto Strasser, der in Zürich wohnte, in das Münchener Attentat verwickelt sei. Daraus erkläre sich auch der Umstand, daß Otto Strasser plötzlich die Schweiz verlassen und sich nach England begeben habe (!).

Luftaufklärung über England

Geringe Feindtätigkeit im Westen.

DNB. Berlin, 22. November.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

An einzelnen Stellen der Westfront geringe Artillerietätigkeit.

Die Luftwaffe klärte am 21. 11. wiederum über englischem Gebiet bis Scapa Flow auf. Die Aufklärung über französischem Gebiet wurde auf Südfrankreich ausgedehnt.

Zum Schutze der deutschen Westgrenze wurden am 21. 11. ebenso wie an den Vortagen zahlreiche Jagdflieger eingesetzt. Diese blieben ohne Berührung mit dem Feind. Auch die in der Luftverteidigungszone West eingesetzte Flakartillerie fand keine Veranlassung, in Tätigkeit zu treten.

Starke Beunruhigung in London

Das britische Luftfahrtministerium hat am Dienstagabend bekanntgegeben, daß um 19.15 Uhr im Humber-Distrikt, also in der Gegend der großen ostenglischen Hafenstadt Hull, Fliegeralarm gegeben werden mußte.

Die Tatsache, daß deutsche Flugzeuge im Laufe des Montags nicht nur über den südlichen Grafschaften Englands, sondern auch über London und den Orkneys gewesen sind, hat in der englischen Oeffentlichkeit starkes Aufsehen erregt. Die Londoner Morgenblätter berichten in größter Aufmachung und in aller Ausführlichkeit über diese rege deutsche Lufttätigkeit. Die Blätter bringen eine ganze Reihe von Augenzeugenberichten, u. a. von Londoner Einwohnern, die beobachteten, wie ein hoch über London fliegendes deutsches Flugzeug von Flak-

Der Attentäter von München verhaftet.
Georg Elser, der den ruchlosen Anschlag im Bürgerbräukeller am 8. November verübte.
Weltbild (M).

Die Anstifter des Münchener Attentats.
Kapitän Stevens (links) und Mr. Best, beide Leiter des britischen Intelligence Service für Westeuropa.
Weltbild (M).

England dingt Verbrecher

Als in den Abendstunden des 8. November im Bürgerbräukeller in München jene Bombe krachte, die acht Männer und Frauen, alte Kampfgefährten des Führers, auf die Bahre streckte und viele andere verletzte, da packte für einen Augenblick lähmendes Entsetzen das deutsche Volk. Wer war jenes Subjekt, das aus dem Dunkeln heraus die Hand nach dem Führer des deutschen Volkes auszustrecken wagte, nach dem Mann, dem Deutschland seinen Wiederaufstieg verdankt und dem eine ganze Nation sich verschworen hat? Dieses Dunkel ist nun gelichtet. Der Attentäter ist verhaftet und geständig, die Hintermänner dieses ruchlosen Anschlags sind entlarvt. Der Auftrag- bzw. der Geldgeber dieses gemeinsten und raffiniertesten aller Verbrechen ist der britische Intelligence Service, sein Organisator Otto Strasser!

Der Eindruck, den die Entlarvung dieser Hintermänner in der Welt gemacht hat, ist geradezu ungeheuer. Was liegt an der Kreatur, die sich aus grenzenloser Niedertracht heraus dazu hergegeben hat, eine Sprengladung in eine der Säulen des Bürgerbräukellers einzubauen. Heute steht England selbst am Pranger! England war es, das den Verbrecher gedingt, das ein Verbrechen gewollt hat. Das gleiche England, das sich so gern in der Rolle des Sittenrichters gefällt, das auch heute wieder den Völkern vorlügen möchte, das britische Kriegsziel habe die Schaffung einer besseren Welt zum Inhalt, das zeigt hier sein wahres Gesicht. Auch im Kampf der Staaten gibt es gewisse Gesetze, die jeder, der Ehrgefühl im Leibe hat, beachtet. Wer aber Mörder dingt, wer durch Verbrechen abscheulichster Art die politische Entwicklung beeinflussen will, der stellt sich außerhalb der gesitteten Welt!

Selbstverständlich scheut London die Folgen dieser Entlarvung. Denn wer mit Mördern paktiert, der bringt sich notwendigerweise um jedes Vertrauen. Darum wird nun England erst recht Lügen in die Welt setzen und Deutschland verlästern, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Aber diesmal wird England durch Verleumdungen die Wahrheit nicht unterdrücken können. In umsichtiger Arbeit ist Beweis an Beweis gereiht worden, und dazu haben die Herren in London auch noch das Pech gehabt, daß auch zwei ganz schlaue Füchse in die Falle gegangen sind, die Leiter des Intelligence Service für Westeuropa, die albern genug waren, nach revolutionären Organisationen" in Deutschland zu suchen.

Die Aufdeckung der Hintergründe des Münchener Attentats ist jedoch nicht nur peinlich für London, beschämend, gleichbedeutend mit einer Brandmarkung, sondern auch politisch ist diese Entlarvung einer Katastrophe gleichzuachten. Warum hat denn der britische Geheimdienst Verbrecher gegen Deutschland gedungen? Ja, warum denn? Weil man in London nachgerade begriffen hat, daß militärisch gegen Deutschland nichts auszurichten ist und selbst die Blockade nur ein Schlag ins Wasser ist! Als eine Bankrotterklärung der englischen Politik muß das Attentat in München verstanden werden! Und wie ein Bankrotteur sich in seiner Not an einen Strohhalm klammert, so auch in diesem Falle das sonst so stolze Albion. Wer hat sich denn bereitgefunden, auf die teuflischen Pläne des britischen Geheimdienstes einzugehen und auf dieser Grundlage ein Attentat zu organisieren? Ein Landflüchtiger, ein Landesverräter vom Schlage Otto Strassers!

Wie sagte doch Mister Chamberlain? Sprach er nicht davon, daß er die Hoffnung hege, den Tag noch erleben zu können, an dem Adolf Hitler vernichtet sei? Und wollte er uns im gleichem Atemzuge nicht weismachen, daß England nur gegen den Hitlerismus, nicht aber gegen das deutsche Volk Krieg führe? Nun, die „Bundesgenossen", die Chamberlain in diesem Krieg gewonnen hat, das sind doch zumindest keine Vertreter des deutschen Volkes. Es sind sattsam bekannte Landesverräter, die seit Jahr und Tag vom Auslande aus gegen Deutschland hetzen. Oder hat etwa der britische Geheimdienst irgendwie schon andere Völker betreut? Diese Organisation hat lediglich die Aufgabe, in anderen Ländern Verwirrung zu stiften und dort die Männer, die gar zu fest über das Wohl ihres Vaterlandes wachen, zu beseitigen.

Daß diese teuflischen Pläne Deutschland gegenüber nicht gelungen sind, danken wir der Gnade des Schicksals. Nun, wo der Feind erkannt ist, nun wo wir wissen, wessen wir uns von den Feinden des deutschen Volkes zu versehen haben, wollen wir alle auf dem Posten sein, um zu verhindern, daß England mit seiner alten Neigung zu Verbrechen besser fährt als im ehrlichen Kampf. Weil es das deutsche Volk haßt und die deutsche Arbeit, darum hat England den Auftrag zu dem Attentat von München gegeben. Weil England das Schicksal anderer Völker nichts gilt, darum hat die britische Politik daran denken können, den Führer Großdeutschlands meuchlings zu beseitigen. Dieses England ist weiß Gott eine Gefahr für die gesamte Kulturwelt. Und darum ist es nun zur Notwendigkeit geworden, daß dieses England, das andere Völker nur als Ausbeutungsobjekte bewertet, niedergeworfen wird

Artillerie unter Feuer genommen wurde. Aus den Schilderungen von Bewohnern südöstlicher Küstengebiete geht hervor, daß nur wie durch ein Wunder keine Verluste unter der Zivilbevölkerung durch die Granatsplitter der Flak entstanden sind

Englands Flottenbasen Sperrgebiete

Churchills jüdischer Ministerkollege Hore-Belisha hat über die Orkney- und Shetland-Inseln eine Sperre verhängt. Niemand darf sie künftig betreten oder verlassen ohne besondere Erlaubnis — und das englische Volk wird dadurch nicht erfahren, daß statt der totgesagten Kaninchen der Schneid deutscher Flieger als Opfer tatsächlich Kreuzer oder Schlachtschiffe forderte.

In die eigene Ballonsperre gestürzt

Wie amtlich aus London mitgeteilt wird, stürzte ein britisches Flugzeug in die Ballonsperre, wobei zwei Insassen des Flugzeuges getötet wurden.

Wer beherrscht die Nordsee?

14 englische Dampfer versenkt. — Bilanz eines Tages.

Vor wenigen Tagen erst teilte Winston Churchill dem englischen Volke mit, die U-Boot-Gefahr sei für England nunmehr endgültig gebannt und England beherrsche uneingeschränkt die Nordsee.

Inzwischen haben nicht nur elf Handelsschiffe, darunter acht englische, die britischen Bestimmungshäfen nicht erreicht, inzwischen sind auch die drei englischen Fischdampfer „Thomas Hankins", „Seasweeper" und „Delphin" von deutschen U-Booten torpediert worden. Inzwischen ist auch der britische 5000-Tonner „Arlington-Court" an der irischen Küste versenkt worden, nachdem sein Schwesterschiff „Kensington-Court" bereits im September von einem deutschen U-Boot auf den Grund des Meeres geschickt worden war.

Der englische Rundfunk muß aber nicht nur diese Verluste eingestehen, er muß auch zugeben, daß, wie ein Funkspruch des Dampfers „Herold" mitteilte, zwei weitere englische Frachtdampfer von deutschen Schiffen im Atlantik angegriffen wurden. Es ist verständlich, daß die britischen Rundfunksprecher hinzufügten, man besäße keine näheren Einzelheiten, was aus diesen beiden „angegriffenen" Frachtern geworden sei.

Aus Reykjavik kommt die Meldung, daß ein deutsches Kriegsschiff vor der isländischen Küste gleichfalls einen englischen Dampfer angriff. Die Isländer sind allerdings besser informiert als die Engländer. Sie wissen auch die Einzelheiten über diesen Angriff: „nämlich, daß der Engländer in Brand geschossen wurde".

Dies sind die Meldungen eines einzigen Tages vom Kriegsschauplatz rund um die britischen Inseln. Aber England — „beherrscht die Nordsee".

Fahrt auf England bedeutet Gefahr!

Der japanische 12 000-Tonnen-Dampfer „Terukuni Maru" ist an der Ostküste Englands auf eine englische Mine gelaufen und gesunken. Alle Passagiere und die gesamte Besatzung konnten gerettet werden. Der englische Dampfer „Blackhill" erlitt Schiffbruch. Zwei Mann der Besatzung fanden den Tod.

Die dänische Gesellschaft für Kriegsversicherung von Warentransporten zur See hat sich zu einer wesentlichen Erhöhung ihrer Prämiensätze entschlossen. Die Heraufsetzungen belaufen sich auf 16 bis 66 v. H. Unverändert bleiben die Prämien bemerkenswerterweise u. a. für Transporte zwischen Gjedser und Warnemünde sowie nach und von deutschen Nordseehäfen durch den Kieler Kanal, ferner auch zwischen dänischen und norwegischen, westschwedischen und anderen Ostseehäfen.

London erwartete „gute Dienste"

Ausländische Beweise für die Schuld Otto Strassers an dem Münchener Verbrechen.

Die Aufdeckung des Münchener Attentats, die näheren Umstände sowie die Hintergründe dieses Verbrechens haben in aller Welt sensationelles Aufsehen erregt. Die New-Yorker Presse bringt die Mitteilung über die Verhaftung Elsers sowie die Verlautbarung über die Gefangennahme der beiden britischen Geheimagenten in größter Aufmachung. Die Blätter verzeichnen auch die deutschen Hinweise auf die britische Terroristentätigkeit im Haag und die erfolgreiche Fühlungnahme des deutschen Sicherheitsdienstes mit dem Intelligence Service, eine Fühlungnahme, die, wie der deutsche Bericht ironischerweise betone, bis zuletzt bestanden hat.

Die USA.-Blätter veröffentlichen die in ihren Archiven liegenden kürzlichen Pariser Aeußerungen Otto Strassers, aber auch die Meldung des Londoner „Daily Sketch" vom 17. November, die besagt, daß Strasser in London erwartet werde, wo er nach Ansicht der britischen Behörden London „gute Dienste" leisten könne.

Auch die „Vreme" in Belgrad läßt sich im Zusammenhang mit der Aufdeckung des Münchener Anschlages von ihrem Mitarbeiter aus Zürich melden, daß in Schweizer politischen Kreisen der Erklärung Otto Strassers gegenüber einem Vertreter des „Paris Soir" jetzt besondere Bedeutung beigemessen werde. In diesem Interview erklärte Strasser, er habe sogleich bei den ersten Nachrichten von diesem Anschlag die Meinung vertreten, daß dies das Werk seiner Freunde sei. Das Ausland wertet diese Verlautbarungen als eine ganz eindeutige Bestätigung der Ergebnisse der Untersuchungskommission der deutschen Sicherheitspolizei; es stempelt sie zu einer schweren Anklage gegen die geistigen Urheber dieses einzig dastehenden niederträchtigen Verbrechens, die in England sitzen und nun die Gelegenheit haben, für ein beispielloses Verbrechen ihrer Subjekte moraltriefende Beschönigungen zu suchen.

Sie lügen sich selbst was vor!

Neue Blamage des englischen Lügenministeriums.

Die englische Verlogenheit übersteigt jedes Maß. Das beweist eine „Meldung" des „Daily Sketch", die der Havas-Dienst aus London verbreitet und nach der der deutsche Flugzeugkonstrukteur W. Messerschmitt Deutschland verlassen und sich in Holland niedergelassen habe, um dort Flugzeuge zu bauen. Messerschmitt sei schon seit langem unzufrieden gewesen. Er sei der Ansicht, daß er von den „Nazi" nicht gut behandelt worden sei. Ohne das besondere Genie Messerschmitts hätten die „Nazi" jetzt kaum noch Hoffnung, die Messerschmitt-Flugzeuge derart zu verbessern, daß sie den alliierten Fliegern gegenüber die Oberhand gewinnen. Messerschmitt versucht jetzt, die holländische Staatsangehörigkeit zu bekommen.

So viele Worte, so viel Lügen! Jeder Ausländer kann sich durch telephonischen Anruf in den weltbekannten Augsburger Messerschmitt-Werken davon überzeugen. Prof. Messerschmitt, der deutscher Nationalpreisträger ist und von Generalfeldmarschall Göring als Wehrwirtschaftsführer berufen wurde, nahm das Lügengeschwätz, mit dem man von England aus die Welt verdummen und das eigene Volk über die große Kraft der deutschen Luftwaffe täuschen möchte, auf eine Anfrage hin von der humoristischen Seite. Er sei gerade im Begriff, so erklärte er, in sein Werk zu gehen und zu arbeiten. Er habe so viel zu tun, daß er gar keine Zeit habe, Reisen nach Holland zu machen. Seine Werke seien voll beschäftigt, und er stehe vor neuen großen Aufgaben. Man sieht: Lügen haben kurze Beine. Diese Blamage fügt sich den vielen anderen an, die das englische Lügenministerium in diesem Krieg bereits erlitten hat.

Verantwortung trägt England

Nichtmehrbestehen reiner Handelswege nach England britische Schuld.

Zu den britischen Behauptungen über eine angeblich völkerrechtswidrige deutsche Seekriegführung erfahren wir von zuständiger Stelle: Der englische Rundfunk und die englische Presse wissen mit den Schiffsverlusten an der englischen Flotte nichts anderes anzufangen, als heftige Vorwürfe gegen die Methoden der deutschen Kriegführung zu erheben. Die Engländer, die seit Beginn dieses Krieges eine Völkerrechtsregel nach der anderen schon über Bord geworfen haben, versuchen, das Völkerrecht gleichzeitig propagandistisch für sich umzubiegen. Sie wollen in der Welt den Eindruck erwecken, als ob der deutsche Krieg gegen England ungesetzlich ist. Sie selbst sind dafür verantwortlich, daß heute auch im Handelskrieg militärische Gesichtspunkte von großer Bedeutung sind.

Die Engländer haben nicht nur ihre eigenen und neutralen Schiffe zu Geleitzügen zusammengestellt, die unter dem Schutz britischer Kriegsschiffe fahren, sondern sie haben auch die Schiffahrtsrouten unter militärischen Schutz genommen. Hieraus geht hervor, daß heute bei der Schiffahrt auf England reine Handelswege überhaupt nicht mehr existieren. Englands Gegner muß daher seine Maßnahmen selbstverständlich unter dem Gesichtspunkt der unmittelbaren Bekämpfung von Kriegsschiffen ergreifen.

Hieraus ergeben sich für die völkerrechtliche Beurteilung des Minenkrieges klare Konsequenzen. Im Haager Minenabkommen von 1907 ist vereinbart worden, daß beim Auslegen von Minensperren eine Bekanntmachung erfolgt, sobald es die militärischen Rücksichten gestatten. Deutschland hat in diesem Sinne auch Minenwarngebiete bekanntgegeben. Ob die militärischen Rücksichten dies gestatten, ist selbstverständlich einzig und allein Gegenstand der deutschen Entscheidung. Die Engländer können sich auch nicht darauf berufen, daß unter dem Haager Abkommen das Auslegen von Minen vor den Küsten und den Häfen des Gegners verboten sei. Dies ist nämlich nur dann untersagt, wenn es zu dem alleinigen Zweck geschieht, um die Handelsschiffahrt zu unterbinden. Die Engländer selbst sind Schuld daran, daß auf den Handelswegen und im Küstenvorfeld mit der dauernden Anwesenheit britischer Kriegsschiffe zu rechnen ist, gegen die eine Minenverwendung zulässig ist, wobei die Bekanntgabe eines Warngebietes ebenfalls nach dem Haager Abkommen nicht eher in Frage kommt, als bis der militärische Zweck erreicht ist.

Natürlich haben die Engländer das Recht, ihre Hoheitsgewässer gegen das Eindringen des Feindes zu schützen. Dieses Recht ist ihnen ebenfalls durch das Haager Abkommen verbürgt. Wenn die englische Oeffentlichkeit bekümmert fragt, warum die britische Admiralität von diesem Recht keinen Gebrauch macht, so liegt die Antwort auf der Hand. Die britische Admiralität ist eben nicht in der Lage, die britischen Gewässer und Zufahrtstraßen zu sichern. Statt dessen versucht sie nun, diesen Versager auf dem Gebiet der Propaganda auszugleichen und setzt falsche Behauptungen über die Paragraphen des Völkerrechtes in Umlauf.

Verletzung des internationalen Rechts

Amerikanische Stimmen über die beabsichtigte Blockade des deutschen Exports durch England.

Die sich häufenden Meldungen vom Untergang britischer und neutraler Schiffe während der letzten Tage werden in der USA.-Presse mit größter Beachtung aufgenommen.

Zu der Ankündigung Chamberlains, daß England nunmehr als „Vergeltungsmaßnahme" auch die deutsche Ausfuhr blockieren werde, schreibt „Associated Preß", seit jeher habe sich die Blockade nur gegen die Einfuhren des Feindlandes gerichtet. Das Blatt ist also der Auffassung, daß die in Aussicht genommenen britischen Maßnahmen rechtswidrig sind. Im übrigen habe London schon von Exportblockade gesprochen, bevor die britische Admiralität deutsche Minen für die massenweise Versenkung britischer und neutraler Schiffe verantwortlich machen konnte.

„Associated Preß" ist der Auffassung, daß England bei Durchführung dieser angekündigten Repressalien ernste Controversen mit denjenigen neutralen Staaten haben werde, die zur Zeit deutsche Erzeugnisse für ihren Eigenbedarf einkauften. Offenbar, so meint die Agentur ironisch, wollten London und Paris lieber Gefahr laufen, es mit den Neutralen zu verderben, als durch Luftangriffe gegen Deutschland Vergeltung zu üben und dadurch eine gefürchtete Luftschlacht heraufzubeschwören. Im übrigen, so schreibt die Agentur, sei noch längst nicht der Beweis dafür erbracht, daß die Ursache für die Schiffsuntergänge deutsche Minen seien.

„Herald Tribune" bringt eine Erklärung des angesehenen amerikanischen Professors der Rechte, Corwin, von der Princetown-Universität, der die britische Exportblockade als unvereinbar mit dem internationalen Recht bezeichnet. Wörtlich führt der Rechtsgelehrte aus: „Die angekündigten Maßnahmen stellen eine klare Verletzung der neutralen Länder dar, da die deutschen Exporte von Neutralen gekauft, von neutralen Schiffen befördert und für neutrale Länder bestimmt sind."

Britischer Hohn für die Neutralen

Man will nur Deutschland „die Devisenbeschaffung erschweren"

Zu der neuerlichen schweren Schädigung, die in erster Linie dem neutralen Handel durch die von Chamberlain unter fadenscheinigen Vorwänden angekündigte Verschärfung der englischen Seeräuberei zwangsläufig erwachsen muß, haben amtliche Londoner Stellen eine Erklärung ausgegeben, die man nicht anders als eine Verhöhnung der neutralen Opfer dieser echt britischen Methoden bezeichnen kann.

Mit frecher Stirn betont man in London offiziös, „Ziel und Zweck der britischen Regierung besteht darin, bei der Anwendung dieses neuen Verfahrens auf die Interessen des neutralen Handels möglichst weitgehend Rücksicht zu nehmen." Man greift also — richtiger: man möchte es wenigstens gern — mit brutaler Rücksichtslosigkeit in den friedlichen Handel der neutralen Staaten ein, setzt sich über alle völkerrechtlichen Vorschriften hinweg und meint dann mit frommem Augenaufschlag, man wolle beileibe nicht den Neutralen wehetun, man wolle auch nicht einen Hungerkrieg gegen Deutschland führen, sondern ihm lediglich „die Beschaffung ausländischer Währung erschweren".

Daß dies doch nichts anderes als die erneute Proklamation des Hungerkrieges gegen deutsche Frauen und Kinder bedeutet und daß bei der Aussichtslosigkeit dieses Unterfangens im Grunde genommen nur die neutralen Staaten wieder einmal die Leidtragenden in dem von England gewollten und herbeigeführten Krieg sind — darüber setzt sich die moraltriefende amtliche Erklärung der Regierung Seiner Majestät zynisch hinweg.

Abermals deutsche Flieger über London

DNB. Amsterdam, 22. November.

Nachdem erst gestern London durch deutsche Flieger aufgeschreckt wurde, hat sich der Besuch deutscher Luftstreitkräfte über der englischen Hauptstadt heute, wie Reuter meldet, wiederholt. Abermals wurde, da die Flugzeuge ganz überraschend erschienen, kein Alarm gegeben. Die deutschen Flugzeuge flogen, wie auch am Vortage, sehr niedrig über London dahin, so daß das völlig überraschte Publikum auf den Straßen und Plätzen die Eisernen Kreuze auf den Maschinen deutlich erkennen konnte.

Wie Reuter fernerhin mitteilt, setzten die deutschen Maschinen, nachdem sie längere Zeit über London gekreuzt hatten, ihren Flug ins Innere Englands fort. Das englische Abwehrfeuer blieb völlig unwirksam.

Englands Kolonialmethoden

Neufundland ausgepreßt bis zum Weißbluten.

Aus Neufundland kommen Nachrichten, die erneut ein grelles Licht auf die grausamen Methoden der englischen Kolonialpolitik werfen, die selbstverständlich völlig im Dienste des unverschämten britischen Imperialismus arbeitet.

Dieses älteste englische Besitztum gehört bekanntlich zu den ärmsten Kolonien des so reichen Empire. Die Verwaltung hat nicht nur nichts getan, um die Wirtschaft zu entwickeln, sondern so gehaust, daß die verzweifelten Menschen wiederholt zu schweren Aufständen getrieben wurden. Im Jahre 1933 entkleidete England die Insel sogar des Dominion-Charakters und unterstellte sie als Kronkolonie der Kontrolle des Mutterlandes. Das sollte die Strafe dafür sein, daß dieses Gebiet den Bankerott hatte erklären müssen. Um das Maß voll zu machen, gab soeben der Finanzkommissar bekannt, daß die Regierung von Neufundland beschlossen habe, die ausgepreßte und hungernde Bevölkerung auch noch mit neuen Steuerlasten zu beglücken. So werden die Einkommensteuer und die indirekten Steuern auf Benzin und Streichhölzer wesentlich erhöht, und das alles nennt man dann in London klangfroh den „begeisterten Beitrag" der Völker des Empire zum Krieg. Nach dem Schicksal seiner Kolonien fragt John Bull eben wenig, Hauptsache ist, sie schuften, zahlen und bluten für seinen Geldsack.

Aus Brockau und Umgegend.

Brockau, den 23. November 1939.

Wer Glauben im Herzen hat, der hat die stärkste Kraft der Welt, die es überhaupt gibt. Adolf Hitler.

24. November.

1808: Zweite Entlassung des Freiherrn vom Stein.

Sonne: A. 7.35, U. 15.57; Mond: U. 4.32, A. 14.50 Uhr.

Wir werden uns einschränken, meine Herren Engländer, und wir werden jetzt nur einen einzigen Gedanken haben: daß ihr uns nicht noch einmal einen „Frieden" von Versailles auferlegt. (Hermann Göring).

25. November.

1814: Der Naturforscher Robert v. Mayer in Heilbronn geb. (gest. 1878). — 1844: Der Ingenieur Karl Benz in Karlsruhe geboren.

Sonne: A.: 7.37, U.: 15.56; Mond: U.: 5.39, A.: 15.21.

Bezug von Reis und Hülsenfrüchten

Vorbestellung notwendig! — Nährmittelkarte aufbewahren!

In Ergänzung der bereits erfolgten Mitteilung, daß ab Mitte Dezember Reis und ab Mitte Januar Hülsenfrüchte zur Verteilung gelangen, gibt das Reichsernährungsministerium jetzt folgendes bekannt:

Es erhalten:

1. Alle Versorgungsberechtigten und Selbstversorger in der Zeit vom 18. 12. 1939 bis 14. 1. 1940 375 Gramm Reis;

2. alle Versorgungsberechtigten in der Zeit vom 15. 1. bis 11. 2. 1940 und in der Zeit vom 12. 2. bis 10. 3. 1940 je 250 Gramm Hülsenfrüchte.

Damit die Verteiler in die Lage versetzt werden, sich für die Ausgabe dieser Lebensmittel die erforderlichen Vorräte zu beschaffen, ist es notwendig, daß die Bezugsberechtigten bereits vorher in den Ladengeschäften den Reis und die Hülsenfrüchte bestellen. Es ist daher folgendes angeordnet worden:

1. Für den Reisbezug:

Die Inhaber der Nährmittelkarte lassen bis zum 27. 11. 1939 den Doppelabschnitt 33/34 der für die Zeit vom 20. 11. bis 17. 12. 1939 geltenden Nährmittelkarte abtrennen. Die Verteiler reichen die gesamten Doppelabschnitte 33/34 der Nährmittelkarte sofort den Ernährungsämtern ein, die bis zum 30. 11. 1939 Bezugscheine über Reis mit der Bezeichnung „Sonderzuteilung Reis" ausstellen.

2. Für den Bezug der Hülsenfrüchte:

Die Versorgungsberechtigten lassen bei den von ihnen gewählten Verteilern in der Zeit vom 30. 11. bis 4. 12. 1939 den Doppelabschnitt 47/48 der in der Zeit vom 20. 11. bis 17. 12. 1939 geltenden Nährmittelkarte abtrennen, die die Verteiler sofort den Ernährungsämtern einreichen, die bis zum 8. 12. 1939 Bezugscheine über Hülsenfrüchte mit der Bezeichnung „Sonderzuteilung Hülsenfrüchte" ausstellen.

Eine besondere Bestellung für die in der Zeit vom 12. 2. bis 10. 3. 1940 zur Ausgabe gelangenden 250 Gramm Hülsenfrüchte ist nicht erforderlich.

Die Ware wird in der oben angegebenen Zeit auf die dafür vorgesehenen, mit entsprechendem Aufdruck versehenen Abschnitte der Nährmittelkarte ausgegeben. Dabei ist jedoch die von den Ladengeschäften abgestempelte Nährmittelkarte, bei der die Doppelabschnitte 33/34 und 47/48 abgetrennt sind, vorzulegen. Diese Nährmittelkarte, deren Gültigkeitsdauer also inzwischen abgelaufen ist, muß deshalb bis zur Abholung der Ware sorgfältig aufbewahrt werden.

Bei Flakbeschuß sofort Deckung nehmen!

Volksgenossen! Beachtet, daß es vorkommen kann, daß einzelne und hoch fliegende feindliche Aufklärungsflugzeuge von unserer Flakartillerie beschossen werden, ohne daß es notwendig war, Fliegeralarm zu geben. In solchen Fällen haben alle Personen, die sich im Freien befinden, sofort Deckung in Häusern oder an sonstigen geschützten Stellen zu nehmen, damit sie nicht durch herabfliegende Sprengstücke unserer Flakartillerie getroffen werden.

Dienstschluß für Pimpfe und Jungmädel 18 Uhr

Eine Anordnung der Reichsjugendführung.

Wegen des frühen Einbruchs der Dunkelheit in den Wintermonaten und der teilweisen Verlegung des Schulunterrichts auf die Nachmittage hat die Reichsjugendführung in Ergänzung ihrer Anordnung vom 19. September 1939 über den Dienstschluß im Deutschen Jungvolk und im Jungmädelbund folgende Anordnung erlassen lassen:

1. In den Monaten Dezember 1939, Januar und Februar 1940 ist der Dienst im Deutschen Jungvolk und im Jungmädelbund spätestens um 18 Uhr zu beenden.

2. Die Angehörigen des Deutschen Jungvolks und des Jungmädelbundes haben sich nach Dienstschluß ohne Verzögerung nach Hause zu begeben.

3. Die genaue Uhrzeit des Dienstschlusses ist bei Dienstbeendigung sofort in die Dienstbücher einzutragen.

4. Diese Anordnung gilt nicht für die Führer des Deutschen Jungvolks und die Führerinnen des Jungmädelbundes, soweit sie durch ihren Dienst länger in Anspruch genommen sind. Auch der Einsatz der Rundfunkscharen, die der Reichsjugendführung direkt unterstehen, wird nicht davon berührt, da der Sendebetrieb eine andere Zeiteinteilung hat als der allgemeine HJ.-Dienst. Ebenso findet die Anordnung keine Anwendung auf die Sonderdienste des Spielschareneinsatzes, z. B. bei Elternabenden und ihrer Vorbereitung, wenn die Genehmigung des Führers des zuständigen Bannes bzw. Untergaues eingeholt worden ist.

Neuregelung des Altfahrzeugverkaufs

Allgemeiner Schätzungszwang. — Verkürzte Handelsspanne.

Durch eine im Reichsanzeiger Nr. 272 vom 20. November 1939 erschienene Anordnung hat der Reichskommissar für die Preisbildung die bisherigen Bestimmungen über die Preise für Altfahrzeuge neu geregelt. Die wichtigste Neuerung ist, daß in Zukunft nicht nur der Verkauf eines gebrauchten Kraftfahrzeuges vom Verbraucher an den Händler, sondern auch der Verkauf vom Verbraucher an einen anderen Verbraucher dem Schätzungszwang durch eine Schätzungsstelle der Deutschen Automobil-Treuhand-G. m. b. H. unterliegt. Damit sind Mißstände, die bisher bei Verkäufen

Beilage zu Nr. 140 der „Brockauer Zeitung“
Donnerstag, den 23. November 1939.

Die Insel der Verbannten

ROMAN VON EVA WENDORFF

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin NW 7

24] Nachdruck verboten

Ach, schon am nächsten Tage, als die Erregung und die furchtbare Spannung jener nächtlichen Stunden vorüber waren, als sie Raimund wiedersah, hatte sie im stillen gefühlt, daß der beschrittene Weg falsch war. Nur die Vorstellung, daß ein übermächtiges Schicksal sie zueinander gezwungen hatte, ließ sie noch bei ihrem Entschluß verbleiben. Ein Entschluß, der noch dazu wahrscheinlich für ihr späteres Leben bedeutungslos sein würde — sie standen ja alle noch im Banne der furchtbaren Erwartung ... So waren diese Tage vergangen. Vera glaubte, alles Geschehene als unabänderlich hinnehmen zu müssen; sie versuchte, sich dem Geschick zu fügen und abzuwarten, was es weiter über sie bestimmte ... Bis heute die Nachricht von Ludwig Holand gekommen war.

In diesem Augenblick war es wie ein Schleier um sie zerrissen. Von dem Moment an, da sie den Brief gelesen hatte, war sie nicht mehr eine Sekunde darüber im unklaren, wie sie ihren Weg weiter zu gehen hatte. Sie wußte, daß sie zu Ludwig Holand gehörte, unabänderlich, mochte er krank oder gesund, zum Leben oder zum Sterben bestimmt sein. Und sie hatte Raimund vergessen, wahrhaftig vergessen, bis er unverhofft plötzlich vor ihr erschienen war! Und jetzt, in dieser Stunde, wußte sie mit voller Klarheit: Raimund Haager war nicht der Mann, den sie brauchte, er war ihr in vielen Dingen zu ähnlich — er war zu weich, sie brauchte eine feste Hand, die sie führte, brauchte einen Mann, zu dem sie aufsehen konnte, einen Mann wie Ludwig Holand!

Endlich entschloß sie sich, Raimund anzusehen. Sie sah seinen Blick zärtlich fragend auf sich gerichtet. Nein, in dieser Stunde, da er so viel für sie opferte, war es unmöglich, ihm alles zu sagen! Sie hätte das Geständnis, daß alles nur ein Irrtum von ihr gewesen, nicht über die Lippen gebracht. Heute mußte sie ihn noch in seinem Glauben lassen, mußte schweigen über das, was in ihr vorgegangen war. Morgen, von Hamburg aus, würde sie ihm schreiben, ausführlich in einem Briefe alles darlegen. Und er würde leiden — aber er würde sie verstehen..

Mit einem mühsam erzwungenen Lächeln sah sie zu Raimund hinüber. „Warum schaust du mich so an?“ Es war hier auf dem Wasser immer noch hell genug, daß sie ihre Gesichtszüge erkennen konnten.

„Ich sehe, wie du grübelst, Liebes, wie dich etwas quält“, sagte Raimund zärtlich. „Du denkst an deine Mutter — nicht wahr?“

„Ja, gewiß..., ich dachte an sie!“ stammelte Vera verwirrt. Ach, auch ihrer Mutter hatte kaum ein Gedanke gehört, seit sie um Ludwig Holands Unglück wußte!

„Was wirst du tun? Du wirst sie aus dem Sanatorium abholen — nicht wahr? Du hast Geld genug?“

„Ich denke, mein Geld wird reichen“, flüsterte Vera. Und schnell entschlossen sprach sie weiter. „Ja, ich nehme sie sofort mit. Aber natürlich bringe ich sie nicht mehr nach Berlin zurück. Am besten wäre es, wenn wir beide, sie und ich, überhaupt nicht mehr dorthin zurückgehen würden!“

„Und wohin willst du sie bringen?“ forschte Raimund weiter.

„Mutter hat eine Schwester in Hirschberg in Schlesien, vielleicht bringe ich sie dorthin“, sagte Vera in plötzlichem Entschluß. „Dort ist sie bestimmt gut aufgehoben.“

„Und wann — wann kommst du auf die Insel zurück, auf die Lummen-Insel?“ Die Frage sollte scherzhaft klingen, aber Vera fühlte sofort, daß eine tiefe Besorgnis hinter den Worten des Freundes stand.

Sie zögerte einen Augenblick. „Sobald alles geregelt ist, Raimund!“ erklärte sie dann leichthin. „Ich denke, in acht, zehn Tagen werde ich soweit sein.“ Ach, sie wußte es in diesem Augenblick schon sicher, sie würde nie mehr auf die Insel zurückkehren, mochte geschehen, was da wollte...

„Acht bis zehn Tage“, wiederholte Raimund träumerisch. „Eine recht lange Zeit, kleine Vera — aber sie wird auch vergehen! Und ich werde inzwischen den Chef um gutes Wetter für dich bitten, ich werde ihm alles erklären. Er wird es schon verstehen — er ist ja doch kein solcher ‚Unmensch‘, wie du vielleicht im Augenblick annimmst.“

„Oh, ich hasse ihn!“ stieß Vera heftig hervor.

Raimund lachte leise; es war jetzt so dunkel, daß Vera sein Gesicht nicht mehr erkennen konnte, und doch glaubte sie es vor sich zu sehen, dieses heimliche Leuchten in seinen Zügen, das ihr immer so gut gefallen hatte. Wann würde sie es wieder sehen? Ach, vielleicht niemals mehr... Sie erschauerte, sie spürte auf einmal, daß es empfindlich kalt war und zog den Mantel fester um sich.

„Ach, dein Haß ist nicht angebracht, kleine Vera!“ beruhigte sie Raimund. „Der Chef ist einseitig, gewiß! Aber im Grunde genommen ist er ein armer, einsamer Mensch, den man bedauern muß!“ Er machte eine Pause, er legte den Kopf zurück und spähte nach den Sternen, die allmählich am Himmel aufglommen. „Ach, Vera, ich kann nicht anders, ich muß Pläne schmieden — es mag frevelhaft sein, aber haben wir nicht allen Grund, jetzt an Wunder zu glauben?“

„Wieso, Raimund?“ fragte Vera leise.

„Nun, ist es denn kein Wunder, daß keiner von uns krank geworden ist? Alle fünf sind wir bewahrt geblieben, warum und wieso, das ist mir heute noch ein Rätsel. Und das zweite oder eigentlich das erste Wunder ist, daß wir beide uns nach so viel Monaten gefunden haben. Ist das nicht über die Maßen schön? Muß man da nicht übermütig werden und Pläne schmieden, immer mehr, immer kühnere Pläne?“

„Was für Pläne, Raimund?“ Vera war beklommen zumute, ihre Stimme klang gepreßt.

„Pläne für unsere Zukunft, Liebes — was denn sonst. Wir werden hübsch brav auf der Insel aushalten bis zum ersten April, bis die Kontrakte abgelaufen sind. Und dann: Leben Sie wohl, Herr Professor! Dann werden wir uns in aller Stille trauen lassen, mein Kleines, und dann werden wir ein Hapag-Schiff besteigen und zusammen eine wunderbare Reise machen — vielleicht gar nach Kairo! Was meinst du dazu?“

„Schön — sehr schön, Raimund!“ flüsterte Vera. Sie war froh, daß es jetzt völlig dunkel war, zwar brannte die Bootslaterne, die Leuchttürme wiesen den Weg, aber Raimund konnte doch nicht ihr Gesicht erkennen. Sie suchte ihn abzulenken. „Bist du gar nicht müde, Raimund? Soll ich dich einmal beim Rudern ablösen?“

Raimund wehrte ab. „Ich bin nicht müde, ich fühle mich ganz frisch! Ueberhaupt ist mir so wohl, heute den ganzen Tag schon, seit sich der Sturm gelegt hat. Ich bin gar nicht krank — nein, und im Frühjahr werden wir heiraten.“

„Ich habe Durst“, sagte Vera plötzlich. Sie konnte diese Zukunftspläne nicht länger mit anhören, sie mußte Raimunds Gedanken eine andere Richtung geben, sonst würde sie sich vielleicht doch noch verraten. „Und du, Raimund, du mußt doch durstig sein? Und einen Hunger habe ich!“

„Da du es sagst, spüre ich's auch“, gab Raimund zu. „Laß sehen, was Frau Berneck uns zugedacht hat!“

Er zog die Ruder ein und Vera stellte das Steuer fest. Leise glucksend zog das Boot weiter, die Flut trieb es unmerklich dem Lande zu, auch ohne Ruder, ohne Steuer behielt es seinen Kurs.

Vera packte aus. Da waren mächtige Schinkenbrote, in die sie hungrig hineinbissen, da war eine Flasche mit heißem Kaffee — o wie wohl tat das wärmende Getränk! —, da gab es Schwarzbrot, Hausmacherwurst, eine Büchse Sardinen und sogar ein Fläschchen Kognak.

Endlich verstaute Vera die Flasche wieder im Korb, und Raimund nahm die Ruder von neuem auf. „Gar nicht müde bin ich“, wiederholte er noch einmal. „Meinetwegen könnte der Weg doppelt so weit sein. Solche schöne Fahrt habe ich in meinem Leben noch gar nicht gemacht, Vera, kleine Vera!“

„Aber wie kommst du wieder zurück, Raimund?“ gab Vera zu bedenken. „Es ist bald Ebbezeit. Und dann kannst du nicht fahren.“

Raimund lachte leise, fast leichtsinnig klang dieses Lachen. „Ich warte einfach, bis wieder Flut kommt! Oder, wenn ich nicht warten mag, dann fahre ich eben außen herum, im tiefen Fahrwasser zurück. Das ist ein bißchen weiter, aber nicht viel. Dann kann ich oben am Hörnum-Eiland anlegen und wate hinüber, das wäre auch nicht schlimm. Freilich wird das Wasser jetzt ein bißchen kälter und ein bißchen tiefer sein als damals. Weißt du noch, Vera?“

„Gewiß, gewiß, weiß ich!“ flüsterte Vera. „Wie könnte ich vergessen?“

Raimund schien in glückliche Träume zu versinken, er schwieg.

Und auch Vera sprach nicht. Sie war froh, daß sie endlich schweigen konnte. Jeder Satz, den sie sprach, war ihr wie Lüge und Verrat erschienen, jedes zärtliche und glückliche Wort Raimunds hatte sie wie ein glühender Vorwurf getroffen.

Wäre nur endlich Cuxhaven erreicht! Es konnte nicht mehr allzu weit sein; schon hatten sie die „Kugelbake“ am Strandbad Döse passiert. Vera sah die vielfarbigen Hafenlichter, die Signale, die Scheinwerfer näher rücken; ein mächtiger Dampfer zog, etwas weiter nördlich, hell erleuchtet, vorbei.

Vera kauerte sich am Steuer immer mehr in sich zusammen — was war das nur? War es wirklich so kalt geworden? Sie fror erbärmlich; aber gleich darauf war ihr wieder, als zöge eine Glutwelle durch ihren Körper. Und ihr Kopf brannte viel schlimmer als je in den letzten Tagen. Sie erschrak. Hatte der Chef recht gehabt? Würde sie doch noch krank werden, sie, als einzige, jetzt noch, nachdem die Frist eigentlich schon abgelaufen war? Krank werden — vielleicht sterben?

Sie versuchte ihre Gedanken zu ordnen. Ach, wie hatte sie sich nach Erleben, nach Abenteuern gesehnt, damals, als sie Ludwig Holand kennenlernte. Und ihr Wunsch war erfüllt worden; jetzt hatte sie mehr erlebt, als ihr lieb war, ihr Leben war verworrener und abenteuerlicher geworden, als sie es je gewünscht hätte... Jetzt war nur noch die Sehnsucht nach Ruhe, Frieden, nach Ludwig Holands Armen, die sie halten würden, in denen sie geborgen war, wie damals...

„Paß auf, Vera!“ rief Raimund, plötzlich mahnend. „Da ist ein Motorboot. Und vor uns fährt ein Dampfer ein. Wir sind gleich im Hafen. Wir haben es geschafft. Du bist in Cuxhaven, bist am Ziel!“

Gleich darauf waren sie herangetrieben, und Raimund hatte das Boot an einem kleinen, abseits gelegenen Landungssteg festgemacht. Vera raffte sich gewaltsam auf und begann ihre Sachen zusammenzusuchen. Ihr Herz schlug heftig; jetzt kam der Abschied von Raimund. Kurz mußte er sein, möglichst kurz; sie konnte seine Zärtlichkeit, seine liebevollen Worte nicht mehr ertragen.

Raimund war zuerst ausgestiegen. Er streckte Vera die Hand entgegen, und mühsam kletterte sie über den Bootsrand zur Brücke hinauf. Ihre Glieder waren steif vom langen Sitzen, ihr Kopf dröhnte, die Lichter des Hafens, die Laternen, die Umrisse der Schiffe, sogar Raimunds besorgtes Gesicht — alles verschwamm wie in einem Nebelschleier.

„Was nun?“ fragte Raimund, da sie oben standen. „Wann geht dein Zug, Vera?“

„Ich glaube bald, Raimund!“ versicherte Vera hastig. „Jedenfalls muß ich sofort zum Bahnhof. Begleite mich nicht. Ich bitte dich. Es ist besser so!“

Raimund hatte ihren Arm genommen und preßte sie mit der Linken zärtlich an sich; in der Rechten trug er ihren Handkoffer. So gingen sie langsam die Brücke hinauf. „Ich hätte dich gern zur Bahn gebracht“, sagte Raimund leise. „Aber wie du willst, Vera! Vielleicht ist es besser so. So werden wir hier Abschied nehmen.“

Sie standen am Anfang der Landungsbrücke. Raimund winkte eine Droschke heran, verlud Veras Koffer. Dann zog er sie sanft in die Arme; er suchte ihren Mund, und Vera ließ es geschehen, daß er sie zum Abschied lange und zärtlich küßte. „Leb wohl, meine kleine Vera! Komm bald zurück!“

„Ja, ja, gewiß, Raimund!“ flüsterte sie; hastig erwiderte sie seinen Kuß. „Leb wohl!“ Der Wagen fuhr an. Vera ließ zu kurzem Gruß ihr Taschentuch aus dem Fenster wehen. Gleich darauf war Raimund ihren Blicken entzogen.

Erschöpft sank Vera in eine Ecke des Polsters. Gott sei Dank, daß der Abschied überstanden war! Tränen stiegen in ihre Augen, mit Mühe unterdrückte sie ein Schluchzen. Ach, sie konnte doch nicht anders handeln, konnte nicht anders...

Auf dem Bahnhof erfuhr sie, daß der nächste Zug nach Hamburg erst in zwei Stunden abging. Wie gut, daß Raimund sie nicht begleitet hatte! Sie setzte sich an einen entlegenen Tisch des Bahnhofsrestaurants und bestellte einen Grog. Aber selbst der heiße Alkohol vermochte sie nicht mehr zu erwärmen. Fröstelnd und schauernd hockte sie auf ihrem Platz, bis endlich der Hamburger Zug gemeldet wurde.

*

Raimund hatte in einem Restaurant am Hafen eine Erfrischung genommen. Jetzt war es neun Uhr. Die Ebbezeit würde sofort einsetzen. Mindestens sechs Stunden mußte er warten, wenn er mit der nächtlichen Flut zurück wollte. Aber warum eigentlich warten? Er konnte ja außen herumfahren, wie er es schon Vera gegenüber geschildert hatte. Dann war er gegen Mitternacht schon wieder auf der Insel. Wenn er dann wirklich müde war, blieb immer noch genügend Zeit zum Schlafen.

Einstweilen fühlte er sich vollkommen frisch. Die fast dreistündige Rudersahrt hatte ihn kaum angestrengt — allerdings waren sie ja immer mit der Flut, von ihr getrieben, gefahren, so würde er auch jetzt genügend Kräfte für die Rückfahrt haben. Und wozu die Nacht hier in Cuxhaven vertrödeln? Jetzt konnte er doch nicht schlafen. Seine Gedanken arbeiteten, seine Brust war voll Unruhe; beim Rudern würde das alles abklingen, da konnte er ganz ungestört an Vera, an die Zukunft denken.

Eine Viertelstunde später hatte Raimund sein Boot wieder losgemacht und ruderte hinaus, diesmal zunächst mit striktem Kurs nach Norden. Erst später konnte er westlich halten. Die Lichtsignale draußen würden ihm den Weg schon zeigen.

Noch immer war es völlig windstill; kein Mond war heute zu sehen, es mußte wohl Neumond sein. Der Himmel lag fast wolkenlos, und oben hatte sich jetzt Stern um Stern entzündet. In dieser Jahreszeit, in dieser klaren Nacht leuchteten sie mit einem fast unheimlich hellen und strahlenden Licht; sie erschienen größer und näher als sonst, ihr Funkeln durchdrang blitzend den unendlichen Raum.

Raimund hatte den Kopf zurückgelehnt und suchte die auf dem riesigen dunklen Himmelsteppich eingestickten Bilder zu entziffern.

Tief atmete er die reine Nachtluft ein, ohne Schmerzen, ohne Beschwerden. Ihm fiel ein, daß er heute nicht ein einziges Mal gehustet hatte. Und in der letzten Nacht hatte er, auch ohne seine Medikamente, fest und ungestört geschlafen. Es war sicher nur der Sturm gewesen, dieser Druck in der Atmosphäre, der ihn in den letzten Wochen so gequält hatte. Jetzt würde er gesund werden — endlich wieder gesund...

Er nahm die Ruder wieder auf. Leicht und sicher schoß das Boot dahin, die Hafenanlagen waren jetzt schon weit hinter ihm. Dort vorn leuchtete nördlich das Feuer des Schiffes Elbe I, er mußte jetzt westlich halten, der Weg war nicht zu verfehlen.

Er sann weiter. Sie alle waren der drohenden Fieberkrankheit entgangen — warum eigentlich, das mußte wirklich als gnädige Schicksalsfügung angesehen werden. Und endlich war Vera sein geworden — Vera, die seit so viel Monaten Geliebte, die Erfüllung seiner Träume — das Ziel seiner langgehegten Sehnsucht ... Sie würden fortan zusammenbleiben, sobald sie zurück war. Sie würden sich nie mehr trennen — alles teilen, konnte es ein größeres Glück geben?

Fortsetzung umseitig

Die Insel der Verbannten

ROMAN VON EVA WENDORFF

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin NW 7

25] Nachdruck verboten

Oh, wie unrecht hatten sie alle, die immer von „Wille", von „Erzwingen", von „Verdienst" sprachen! Glück — Glück — Gnade, das war es, worauf es in Wahrheit ankam! Abwarten können, sich der Glückseligkeit offen halten, wenn sie nahte — das war alles. Weiter tat nichts not ...

Raimund spürte plötzlich eine bleierne Müdigkeit aufsteigen. Gewaltsam riß er sich hoch, öffnete die Augen. Was war das? Das Wasser um ihn hatte doch bisher einen lichten Schein gezeigt, es war erhellt durch seine Bordlaterne. War sie etwa erloschen? Er mußte doch nachsehen. Er mußte sie anzünden — wie konnte er hier in der riesigen Fahrtrinne aller Schiffe ohne Licht fahren?

Hastig wandte er sich, nach der Laterne zu sehen. Aber plötzlich fühlte er heftige Stiche im Rücken. Er war außerstande, sich zu bewegen. Und als der Schmerz endlich vorüberging, war wieder die Müdigkeit da, diese lähmende Müdigkeit, die ihn mit Gewalt auf die Ruderbank niederzwingen wollte. Wenn er doch jetzt schlafen könnte!

Aber das durfte er nicht, er mußte sich mit Gewalt wach halten. Lag nicht dort hinten, am Platz neben dem Steuer, die Kognakflasche? Vielleicht, wenn er jetzt einen Zug tat, würde ihm wieder besser werden. Und dann die Laterne — rasch, die Laterne!

Raimund außerstande, sich aufrecht zu halten, tastete sich kriechend über die Bänke, zum Heck des Bootes hinüber. Aber als er es fast erreicht hatte, fühlte er wieder seine Kräfte schwinden. Nur einen Augenblick liegen bleiben — nur eine Sekunde ausruhen! Er streckte sich lang aus und schloß die Augen.

Ein mächtiges Rauschen ertönte plötzlich in seiner unmittelbaren Nähe, ein Stampfen und Schnauben. Lichter schienen aufzublitzen — oder waren das die Sterne, die näher und näher gekommen waren und jetzt unmittelbar über ihm hingen? Er breitete die Arme aus — er spürte einen heftigen Stoß — einen rasenden Schmerz — eiskaltes Wasser, das über ihm zusammenschlug, er verlor das Bewußtsein.

13.

„Doktor Haager! Wo ist Doktor Haager!? Ich muß ihn sprechen." Professor Aichinger erschien, aufgeregt suchend, im Laboratorium. „Haben Sie ihn nicht gesehen, Henrichs?"

Der Laborant schüttelte müde und gleichgültig den Kopf. „Zuletzt bei der Postverteilung, Herr Professor!"

„Und warum haben Sie ihm diesen Brief nicht gegeben? Er ist doch ausdrücklich an die Moskito-Station gerichtet!" rief Aichinger ärgerlich.

Mit trübem Blick sah Henrichs auf den gelben Geschäftsumschlag in der Hand des Chefs. „Den Brief da? Der ist doch vom Tropen-Institut — meistens 'ne Rechnung, die gehen doch immer an Herrn Professor direkt. Da dachte ich natürlich ..."

„Immer denken Sie im falschen Augenblick, Mensch! Haager hätte den Brief sofort haben müssen. Nun ist er nicht zu finden. Und niemand weiß Bescheid — das ist doch zum Verrücktwerden. Suchen Sie Doktor Haager sofort, Dietze soll auch suchen — aber rasch, rasch!"

Henrichs setzte sich schwerfällig in Bewegung; was hatte der Alte nur? Doktor Haager würde sich schon finden!

Aichinger war an ihm vorbeigelaufen, weiter zur Moskito-Station. Dort war Haager zwar nicht — das hatte er schon festgestellt —, aber vielleicht konnte er selbst sehen, sich sofort überzeugen, daß wirklich ... Nein, es war ja fast undenkbar, daß ein so unerhörter glücklicher Zufall mitgespielt haben sollte!

Die Räume waren nicht abgeschlossen; alles lag noch so da, als sei es kürzlich in Eile verlassen worden.

Dort auf dem Lehnstuhl, offenbar hastig hingeworfen, lag Haagers Laboratoriumsmantel. Aichinger, ein wenig außer Atem durch den raschen Marsch, ließ sich in den Schreibtischstuhl fallen. Er nahm aufs neue den Brief aus dem Umschlag und las zum dritten Male, was er nicht hatte glauben wollen: „Wir bitten zu entschuldigen, daß der Begleitbrief zur letzten Moskito-Sendung dieser nicht beigefügt war. Er war versehentlich hier liegen geblieben. Wir holen deshalb heute sogleich die Mitteilung nach, daß es sich um sechsundfünfzig Exemplare Aedes Aegypti handelt. Die Insekten wurden ausnahmsweise anläßlich eines Tierversuchs in unserem eigenen Institut infiziert, und zwar am neunzehnten Oktober. Wir bitten Sie, dies zur Kenntnis zu nehmen und empfehlen uns ...."

Aichinger ließ das Blatt sinken, ja, er hatte sich nicht geirrt, am neunzehnten Oktober waren die Moskitos infiziert. Das waren also neun Tage bevor hier das Unglück geschehen war — nur neun Tage! Und erst zwölf Tage nach der Infektion beginnt der Giftstoff bei den Aedes Aegypti zu wirken — erst nach zwölf Tagen kann er durch Stich übertragen werden ... Dann wären also seine jungen Leute in jener Nacht von harmlosen Moskitos gestochen worden — harmlos, was niemand hatte ahnen können ...

Und das könnte man heute beweisen, wenn man nur wüßte, ob jene Sendung tatsächlich in dem bewußten Käfig untergebracht war, den Kunze so leichtsinnig geöffnet hatte ... Und das wußte nur Haager — Haager, der stets sofort die Sendungen an sich nahm — sie auf seiner Station verteilte ... Zum Teufel, wo war Haager, der Mückenfachmann? Hier auf der Insel konnte doch niemand verschwinden!

Die Tür wurde aufgerissen, Henrichs stolperte herein. „Ich kann Doktor Haager nicht finden, Herr Professor! Er ist nicht in seinem Zimmer, nicht in der Bibliothek, auf keiner Station ist er! Alle, die ich gefragt habe, wissen nichts von ihm. Ich bin auf den Deich gelaufen, und auch von da ist nichts zu sehen. Und ..."

Erregt fuhr Aichinger durch seinen weißen Haarwald. „Herrgott, irgendwo muß er doch sein! Gehen Sie mal zu Berneck, Mann!"

In diesem Augenblick erschien Dietze an der Tür, hinter ihm tauchte Dina Linkes blasses, mürrisches Gesicht auf. „Doktor Haager ist nicht zu finden!" meldete Dietze ruhig und dienstlich. „Aber ich habe gehört, es ist was mit den Mücken. Da hab' ich Fräulein Linke gleich mitgebracht, die weiß ja auch Bescheid."

Jetzt fuhr der Professor auf Dina Linke los, die erschrocken zurückwich. „Was wissen Sie, Linke? Wo hat Doktor Haager die letzte Moskito-Sendung untergebracht?"

Die „Spinnenfingerige" ging ohne ein Wort der Entgegnung aus dem Zimmer, hinüber in den Moskito-Raum. Die drei Männer, voran der Professor, folgten ihr schweigend. Hier sah sie sich einen Augenblick suchend um, dann wies sie auf den letzten Käfig links auf dem unteren Regal. „Das war die letzte Sendung. Ich habe sie selbst mit Doktor Haager dort untergebracht."

Aichinger fühlte seine Knie wanken — es war richtig, das war der Käfig, aus dem in jener Nacht die Tiere entkommen waren ... Eine rasende Flut von Gedanken stürmte auf ihn ein, er konnte sich nicht aufrecht halten, er schwankte ... Rasch hatte Dietze ihm einen Laboratoriumsschemel zugeschoben, auf den er nun schwerfällig niedersank.

„Lassen Sie mich allein", murmelte er. „Sie können mir nachher einen Kognak bringen, Dietze. Gehen Sie — gehen Sie!"

Endlich war die Tür ins Schloß gefallen. Aichinger war allein. Er atmete schwer, beugte den Kopf tief auf den gelb gestrichenen Tisch, legte ihn endlich auf die gekreuzten Arme. Gerettet! Wirklich gerettet! Ein Wunder war geschehen — die Moskitos waren zwar entkommen — sie hatten zwar gestochen, aber diesmal war ihr Stich nicht giftig gewesen — niemand war erkrankt, niemand würde sterben!

Und wenn er, der Chef, auch die Verantwortung trug — wenn auch in jedem Fall eine Mitschuld für ihn bestanden hätte —, kein Mensch konnte ihm einen Vorwurf machen, niemand konnte behaupten, bei ihm, in seinem Institut, seien entsetzliche Dinge passiert — er sei ungeeignet, ein solches Institut zu leiten ... Niemand würde das sagen können — niemand ...

Er atmete tief auf, und seine jungen Leute ... Seit heute war ihnen leichter — aber schwebte nicht immer noch die geheime Angst über ihnen, mußten sie nicht immer noch zittern, daß etwas passieren könnte? Er hatte jetzt Gewißheit, sie war nicht mehr anzutasten — aber die anderen? Sie mußten wissen, sofort wissen, keinesfalls sollten sie länger in dieser bangen Unsicherheit schweben.

Professor Aichinger stand schwerfällig auf. Eben erschien Dietze mit besorgtem Gesicht, die Kognakflasche und ein Glas in der Hand. Erstaunt sah er, daß das Gesicht seines Chefs leuchtete — es war also eine gute Nachricht, die den Alten so umgeworfen hatte?

„Rasch, ein Gläschen, Dietze", rief Aichinger, „und Sie trinken mit — los, los, aus der Flasche, wenn kein Glas da ist! Prosit!" Er tat einen tiefen Zug. „Ein Wunder ist passiert, Dietze, wahrhaftig — keiner wird krank werden — ich erkläre Ihnen das später.

Jetzt holen Sie mir rasch die fünf, Kunze und Haager — der muß sich ja angefunden haben inzwischen —, Jansen und die beiden Mädels! Alle sofort in mein Arbeitszimmer! Und heute abend brauchen Sie niemand mehr einzuschließen."

Fast leichtfüßig, wie neu beschwingt, ging Aichinger mit raschen Schritten hinaus. Es war schon dunkel geworden inzwischen; auch er sah jetzt die Sterne leuchten; er stutzte, waren sie wirklich wochenlang nicht dagewesen — oder hatte er nur niemals richtig aufgeblickt? Aber heute waren sie da, heute strahlten sie wie noch niemals, so funkelnd, daß selbst der südliche Sternenhimmel in seiner Erinnerung davor verblassen mußte.

In seinem Arbeitszimmer wurde heute kein Tee gebrüht, keine Beruhigungstabletten wurden zurechtgelegt. Er stellte eine Flasche Rotwein bereit, suchte in seinem Bücherschrank nach Gläsern. Da wurde geklopft — endlich kamen sie. Strahlend wandte er sich zur Tür, aber sogleich fiel eine tiefe Enttäuschung in seine Freude, sprang eine dumpfe Angst auf.

Nur drei waren gekommen: Kunze, Jansen und Tutti Andermatt. Hinter den dreien stand Dietze, sein ehrliches Gesicht zeigte zum ersten Male einen Ausdruck der Ratlosigkeit. „Doktor Haager und Fräulein Liebich sind nicht zu finden!" meldete er dienstlich.

Ein heftiger Schrecken durchfuhr Aichinger. Nicht nur Haager war verschwunden, auch die kleine Liebich war nicht da ... die Liebich, die ihn heute nachmittag so inständig um Urlaub gebeten hatte ... Und sie war doch krank ... Herrgott, was war das mit ihr?

„Die Liebich muß krank sein", stammelte er endlich mit schwerer Zunge. „Wenn mich nicht alles täuscht, hatte sie heute nachmittag schon Fieber. Ich habe ihr aufgetragen, auf ihre Station zurückzugehen — es wird so gegen vier Uhr gewesen sein. Ist sie dort gewesen, Kunze?"

Günther Kunze schüttelte den Kopf, er war wieder völlig ratlos. Eben noch hatte Dietze erklärt, der Chef hätte ihnen eine erfreuliche Mitteilung zu machen — und nun kam dies ... das sollte ein anderer verstehen. „Sie war nicht da, Herr Professor! Ich habe sie seit der Postverteilung nicht gesehen."

„Sie ist bestimmt krank — sie ist irgendwo zusammengebrochen ... Herrgott, was kann sie nur haben?" murmelte Aichinger fassungslos. „Ob in diesem einen Fall doch noch das Gelbfieber ... Nein, das ist ja nicht möglich — ist nicht möglich!" Alle seine Freude war weggewischt, alle seine Zuversicht auf einen guten Ausgang mit einem Schlage wieder betrogen. „Wir müssen sie suchen, vor allem müssen wir jetzt die Liebich suchen!" erklärte er mit verzweifeltem Entschluß. „Sie wird im Hause sein, auf irgendeiner Couch, in irgendeinem Winkel, vielleicht bewußtlos ... Es ist ja immer erst der vierte Tag heute ..."

Er drängte die anderen zur Tür, trat mit ihnen hinaus in die friedliche Sternennacht, die ihm jetzt tückisch und hinterhältig dünkte.

„Aber wollen Sie uns nicht erklären, Herr Professor", suchte Kunze ihn zurückzuhalten. „Es war doch eine gute Nachricht wegen der Moskitos, sagte Dietze — wir sollten doch ..."

Aber Aichinger trieb unbeirrt vorwärts. „Ja, ja, 's hat so ausgesehen, Kunze, als ob! Aber jetzt ist alles wieder in Frage gestellt. Wenn die Liebich wirklich krank wird ..." Er sah drei ratlose Augenpaare flehend und fragend auf sich gerichtet — natürlich, diese drei mußten wenigstens beruhigt werden, sonst ließen sie sich vielleicht noch zu neuen Dummheiten hinreißen. Er blieb einen Augenblick stehen. „Ich nehme heute als sicher an, daß von Ihnen keiner mehr krank werden wird! Soviel glaube ich versprechen zu können — aber mehr auch nicht. Und jetzt kommen Sie, Andermatt, Sie gehen sofort ins Zimmer der Liebich und suchen dort gründlich. Und auch in den Zimmern der anderen Damen, verstehen Sie. Frau Armbrecht soll mit Ihnen gehen. Wir werden die Gemeinschaftsräume durchsuchen. Los — rasch!"

Nach einer Stunde, in der kein Winkel undurchforscht geblieben war, fanden sich alle niedergeschlagen in dem großen Eßraum zusammen. Weder von Raimund Haager noch von Vera Liebich hatte man eine Spur gefunden. Tutti wußte nur zu berichten, daß im Zimmer der Freundin alles durcheinander lag — ein paar Kleidungsstücke waren auf den Stühlen verstreut, Papierfetzen lagen herum — aber das besagte nicht viel. Vera war nie übermäßig ordentlich gewesen. Und der weite, warme Ulster und die Baskenmütze, die stets am Türhaken gehangen hatten, fehlten und waren auch nirgends zu finden.

Es war schon spät in der Nacht, als endlich die Suche als ergebnislos eingestellt wurde. Erst am Morgen kam Aichinger auf die Idee, an die „Cap Arcona" zu telegraphieren, wie er es ja tags zuvor Vera versprochen hatte. Dort sollte ja Holand sein — vielleicht hatte sie sich mit ihm in Verbindung gesetzt.

Und auf der Telegraphenstation des Leuchtturms, bei Berneck, erfuhr er dann, daß Haager und Vera Liebich gegen fünf Uhr mit dem Ruderboot abgefahren waren, nach Cuxhaven zu. Berneck, von schweren Sorgen und Gewissensbissen geplagt, hielt es jetzt für das beste, dem Professor die volle Wahrheit zu sagen.

Haager war nicht zurückgekommen — das war kein gutes Zeichen, ein Mann wie er blieb bestimmt nicht ohne Not fort. Und die Liebich, wohin sie eigentlich gewollt hatte, das wußte Berneck auch nicht.

Aichinger unterdrückte einen Fluch. Fahnenflüchtig also — alle beide! Von der kleinen Liebich konnte er es zur Not noch verstehen, sie war ein etwas exaltiertes Persönchen anscheinend, aber daß Haager einfach heimlich seinen Posten verlassen würde — das hätte er ihm nie zugetraut.

Er gab ein Telegramm an die „Cap Arcona" auf, ein weiteres an Veras Stiefvater in Berlin, endlich ein drittes an Raimund Haagers Familie in Süddeutschland. Der Tag verging in zielloser, nervöser Geschäftigkeit, schließlich, am späten Abend, waren alle drei Rückantworten da: Holand war nicht auf der „Cap Arcona" gewesen — in Berlin wußte man nichts von Vera — in Bieberich nichts von Raimund Haager. Und kein Boot kam zurück, keine telegraphische Nachricht sonst — nichts, nichts! Die beiden blieben verschwunden.

Das Wetter war wieder umgeschlagen, nach zwei windstillen Tagen hatte der Sturm sich mit neuer Kraft aufgemacht und war mit doppelter Wucht über die Insel hergefallen. Aichinger, der schon den Plan gehabt, ein Motorboot kommen zu lassen und persönlich in Hamburg nach den Vermißten zu suchen, mußte davon absehen. Wieder wäre es unmöglich gewesen, ein Boot flottzumachen, wieder war man eingekreist — gefangen auf der Insel.

(Fortsetzung folgt)

In jedem Haushalt die Brockauer Zeitung

Bestellungen werden in der Geschäftsstelle und von den Zeitungsboten jederzeit entgegengenommen.

Der verliebte Lampion

Heitere Geschichte von Georg W. Pijet.

Wenn die Dahlien ihre bunten Köpfe über die Zäune strecken und die Kürbisse füllig die Komposthaufen belagern, ist der Augenblick gekommen, wo Vater Grabert und mit ihm viele tausende unerschrockener Kleingärtner ihre Hemdärmel herabrollen und voller Befriedigung auf Arbeit und Frucht herabblicken.

Er rechnet nicht die Schweißtropfen nach, die das Land gekostet. Vater Grabert denkt an seine Karnickel, seine Mustertiere, den Stolz der ganzen Kolonie. Jeden freien Augenblick seines Feierabends verbringt er in Betrachtung seines prämiierten Zuchtbocks Heini und der ebenfalls schon ausgezeichneten Kaninchenmutter Annelies.

Das Mädchen Annelies hatte der Kaninchenmutter, als sie noch als ein winziges, lebhaft mümmelndes Wollknäuel in seinen Händen lag, seinen Namen gestiftet. Daraus ward im Laufe der Jahre ein sehr anspruchsvolles Patenkind, während die rechte Annelies, schlank und rank, ein Mädel von neunzehn Lenzen sich mehr den schmackhaften Gründen des väterlichen Gartens zuwandte.

Annelies war seine Einzige. Und so, wie sich alle Kaninchenzüchter nach seinen Hasen bewundernd die Hälse ausreckten, rissen sich die jungen Männer nach Annelieses strahlendem Blick. Das erfüllte den Alten mit Stolz, zumal er genau wußte: die Annelies sucht sich erst den Richtigen, ehe sie anbeißt. Vater Grabert kannte sein Mädel so gut wie sich und seine Karnickel.

Auf dem letzten Sommerfest hatte sie alle guten Tänzer durchprobiert. Bei keinem war sie hängengeblieben, obwohl mancher Bursche sich das einbilden mochte und zuweilen versuchte, sehnsüchtige Blicke über den Gartenzaun zu werfen. Keiner von ihnen hätte sich jedoch jemals in den Garten gewagt. In dieser Beziehung war mit Vater Grabert nicht zu spaßen. Gegen tausend Bewunderer seiner Karnickelhäsin hätte er nichts einzuwenden gehabt, aber den ersten besten Kavalier, der seiner Annelies den Hof machte, hätte er über die Staketen gejagt. Das wußten auch alle jungen Männer in der weiteren Umgebung.

Heute nun zeigte sich Vater Grabert in höchster Erregung. Auf und ab lief er im Kaninchenstall, klopfte bald besänftigend gegen Heinis Gemach oder kraulte in Annelieses seidigem Fell. „Daß ihr mir morgen keinen Kummer bereitet!" Er schob ihnen Leckerbissen in die Schnäuzchen, auf daß es ihm die Tiere morgen bei der Kaninchenprämiierung nicht entgelten ließen. Lustig schaukelten schon am Sonnabendabend die Lampions im Winde.

Vater Grabert hatte sich einen roten Mond vor seinen Kaninchenstall gehängt. Der fixierte Annelies so hingerissen mit seinen verliebten Aeuglein, daß das Mädel laut aufkichern mußte. „Was für ein verliebter Kerl!" gluckste sie. Plötzlich empfand sie eine Schwäche für das rote Papiergesicht. „Was soll der bloß bei den Karnickeln?" protestierte Annelies, und als der Vater dem Garten den Rücken wandte, tauschte sie ihn eiligst gegen einen käsebleichen Chinesenkopf ein. Der rote Mond sollte über der verschwiegenen Sitzlaube, ihrem Lieblingsplätzchen, seinen Platz finden.

Glücklich lächelnd schaukelte er zwischen den Ranken und schmunzelte arg verschossen und anbetungsvoll zu Annelies herein. Schade, daß so was nicht in Fleisch und Blut herumläuft, dachte Annelies mit leisem Bedauern.

Mit diesen Gefühlen spazierte Annelies durch den Garten, pfiff mit leicht dürstenden Lippen vor sich hin und sann darüber nach, was wohl die Liebe an Glücksgütern für sie vorzubringen habe. Ach, ja! stöhnte sie gewaltig und dachte an ihre Lagerdame im Warenhaus. Die hatte Annelies heut angepfiffen, daß ihr der Putz von der verrunzelten Fassade gestoben war.

Endlich hatte sie das Herumlaufen satt. In den tiefsten Winkel der Laube hockte sie sich hinein. Wie wunderbar waren doch diese Augenblicke, da sie mit sich allein war. Niemand! Oder doch! Der Kavalier mit dem roten Gesicht. Aber sein Anblick war schon eher beruhigend und tröstlich.

Da hielt das Mädel den Atem an. Jemand hatte den Garten betreten und bemühte sich, nun einen Weg zu finden. Es mußte ein Fremder sein! Er sieht mich nicht! frohlockte Annelies. Trotzdem verfolgte sie den Eingetretenen auf Schritt und Tritt. Jetzt blieb er stehen und musterte die Umgebung. Vergeblich reckte sich Annelies den Kopf nach ihm aus, um ihn zu erkennen. Plötzlich vollführte er eine forsche Wendung und stelzte direkt auf den roten Mond zu — auf Annelies und die Laube.

„Heda! Bin ich hier richtig bei der Annelies?" fragte er sehr sachlich, indes er sich bemühte, noch weiter ins Innere der Laube vorzudringen. Annelieses Dazwischentreten hinderte ihn jedoch daran.

„Was erlauben Sie sich?" fuhr sie ihn heftig an. Er wich etwas zurück und entschuldigte sich. „O, Verzeihung, ich dachte, ich würde Annelies antreffen . . ."

„Jawohl, das haben Sie auch! Aber Fräulein Annelies, bitte!" wies ihn das Mädel entrüstet zurecht.

„O, wohl sehr eingebildet die junge Dame, wie?" scherzte der junge Mann, denn er war sehr jung. Es wunderte ihn jedoch, daß das Mädel auf seinen Scherz nicht einging, sondern empört alle beide Backen aufblies.

„Eingebildet?! Na hören Sie! Was fällt Ihnen denn ein!? So zu reden!"

„O, entschuldigen Sie! Ich will Fräulein Annelies nicht kränken. Ich will sie nur . . . Das heißt, wenn ich's darf . . . Sie soll ganz allerliebst sein . . ." scherzte der junge Mann weiter.

„Das ist sie auch!" donnerte Annelies, trotzdem sie blutrot ward über das Kompliment. „Eine reizende Gestalt . . .", schwärmte der junge Mann.

„Was geht das Sie an?" Annelies senkte verlegen ihre Blicke. „Ein süßes Mäulchen . . .", kicherte der junge Mann.

„Mäulchen? Herr, wie reden Sie mit mir?!" Er grinste: „Na, Mündchen wäre doch reichlich übertrieben. Außerdem klingt Mäulchen viel reizender", erwiderte er kurz.

Annelies blieb fast der Atem weg. So viel Frechheit war ihr noch nicht begegnet. „Sie!", grollte es gefährlich in ihr auf. „Darf ich mir nun das süße Geschöpfchen näher betrachten. Wenn Sie nichts dagegen haben . . .", fragte er keck.

„Aber ich hab was dagegen!", protestierte das Mädel sehr entschieden. „Kommen hier einfach hereingeschneit und wollen gleich . . . Wer sind Sie überhaupt?"

„Hans Lorenz!" Er verbeugte sich knapp, worauf er Annelies weiterhin das Wort überließ. „Daß Sie sich überhaupt hier so hereinwagen?"

„Warum denn nicht? Ich fürchte mich doch vor niemand", gab er kurz Bescheid. „Und daß Sie mich hier sogleich gefunden haben!" Anneliesens Atem ging kurz und hastig. Ein wonniges Gefühl überlief sie. Der junge Mann schmunzelte. „Daran ist der rote Lampion schuld."

„Der Lampion?" hauchte Annelies. „Den konnte ich doch gar nicht verfehlen . . . Darf ich nun eintreten?"

„Was? Hier in die Laube?" fragte Annelies erschrocken. „Was denken Sie eigentlich von mir?"

„Daß Sie ein allerliebster, netter Kerl sind, den man vom kleinsten Zeh bis zur Locke besitzen möchte. Aber ich bin schon für heute mit dem Mund zufrieden . . . Wenn Sie nichts dagegen haben . . ."

Damit ergriff er sie beim Arm und zog sie rasch in die Laube. Annelies wehrte sich nur leicht und liebenswürdig. Mit seligem Gesicht schaukelte der rote Mond vor der Laube auf und nieder, aber es war kein eifersüchtiger Zug in seinem Antlitz wahrzunehmen.

„Annelies!" brach es vom Garten her grollend in die Laube ein. Der weiße Kegel einer Taschenlampe bestrahlte die beiden Liebenden. Erschrocken fuhren sie hoch. „Mein Vater!" zischte Annelies noch schnell, dann brauste das Unwetter über sie herein.

„Was haben Sie bei meinem Mädel zu suchen?" würgte Vater Grabert und stemmte die Fäuste in die Hüften. Annelies zitterte und trat weit von dem Manne weg.

„Nanu, Vater Grabert, Sie kennen mich nicht? Lorenz vom Kaninchenzüchterverband. Sie haben mich doch zu Ihrer Annelies geschickt. Wo der rote Mond hängt, sagten Sie. Daran hab ich mich gehalten und auch richtig Ihre Annelies getroffen."

„Aber Sie wollten doch zu meinem Karnickel!"

„Wollte ich, Vater Grabert, wollte ich, aber dann fand ich, daß es auch noch andere liebenswürdige Anneliesen auf der Welt gibt, die auch einen Preis verdienen."

Diesmal schüttelte Vater Grabert nur lächelnd seinen Kopf, aber ein wenig mukschte er das Mädel doch an: „Warum hast du bloß den roten Mond weggehängt?"

Zeichnung: Räthe — M.

„Was? Hier in die Laube?" fragte Annelies erschrocken.

Der Lausbub Annelies kicherte nur und drückte nun ganz offensichtlich des jungen Mannes Hand. Der nahm an ihrer Statt das Wort. „Und den ersten Preis kriegen Sie schon für Ihre Annelies. Keine Bange, Vater Grabert!"

„Für welche denn nun?" fragte der Alte verschmitzt.

„Für die eine wie die andere, Vater Grabert!: lachte Hans Lorenz und schnalzte seinem Mädel sogleich einen saftigen Kuß auf die roten Lippen.

Helene lachte nur . . .

Abenteuer eines tapferen Mädchens von Christian Munk

Wir sagten damals zu Helene, ehe jene sonderbaren Dinge geschahen: „Nein, wirklich, Sie sind ein tapferes Mädchen, Hut ab!" Aber wir zogen nicht den Hut vor ihr, denn wir hatten keinen auf dem Kopf. Der atlantische Südwind fuhr durch unsere Haar, als wir an der Reling der „Patricia" lehnten. Wir sagten das ernst und sorgenvoll, Hein und ich, denn wir kannten das Leben. Aber Helene lachte nur . . .

Unsere „Patricia" rollte fröhlich die Ostküste Südamerikas entlang, und wir Passagiere hatten ein herrliches Leben. Das Mädchen Helene wurde von ihrem Liebsten erwartet, sagte sie, auf einer Teefarm, tief im Innern. Sie wollten heiraten, sagte sie, und sie freute sich sehr.

In Pernambuco begann sie bereits ihre Koffer zu packen, und als wir uns endlich dem Ziel ihrer Sehnsucht näherten, stand Helene vorne am Ankerspill und spähte hinaus. Sie glühte vor Aufregung.

„Sehen Sie!" schrie Helene, „die ersten Möven!" Silbrig umschwärmten sie das Schiff. „Sehen Sie!" schrie sie wieder, „die Berge drüben, die Häuser. Wir sind da, hurra! Er kann nicht an das Schiff kommen, es ist zu teuer. Ich fahre noch zwei Tage mit der Eisenbahn, aber dann . . ." Ihre blauen Augen strahlten in der Sonnenglut. Wir konnten nicht wegsehen, Hein und ich.

Bald kamen uns die ersten Barkassen entgegen geschaukelt. Dann hob sich die Stadt aus dem Wasser. Schon erklommen Zoll- und Paßbeamte das Schiff. Wir Passagiere standen im Speisesaal, und die Beamten stempelten, notierten, riefen auf, während draußen der große Hafenlärm sich erhob.

Drei Stunden würde unser Aufenthalt dauern. Im Speisesaal drängten sich die Fahrgäste, die hier ihre Reise beendeten. „Senor Piepenstock . . . Sie können gehen!" „Senor Mackay . . . Sie können gehen!"

„Senorita Helene Krüger . . . Moment!" Helene blickte neugierig auf. Der Beamte fragte, ob sie allein reise? Helene nickte eifrig. Ob sie Verwandte im Lande habe oder eine Stellung? „Nein", antwortete Helene verwundert.

Der Beamte zog die Augenbrauen hoch und beriet sich mit seinem Kollegen. Dann fragte er, ob sie nicht wisse, daß allein reisende Frauen nicht an Land gelassen würden, laut Gesetz. Helene wurde blaß. Ob sie erwartet werde? Ja, von ihrem Bräutigam, und . . . Sie wollte aufgeregt die ganze Geschichte erzählen, aber der Beamte unterbrach sie. Ob sie es schriftlich habe, daß sie erwartet werde? Helene dachte nach. Nein, sie habe es nicht schriftlich.

Sie mußte warten, bis alle Passagiere abgefertigt waren. Später verschwand sie mit den Beamten in der Kapitänskajüte. Und wir hörten lange nichts, dann einen heftigen Wortwechsel. Die Türe flog auf, und Helene rannte heraus und weite laut auf.

Schlimm. Hein und ich kannten das Leben, und wir fragten sie, was das zu bedeuten habe. „Ich werde nicht hereingelassen, ich muß wieder zurück nach Europa!" schluchzte sie bitterlich. Tränen fielen aus der gelben Mähne, die wild über ihr Gesicht hing. „Es ist alles aus, o Gott, o Gott . . ."

Hein und ich kannten das Leben. Wir sahen uns an, dann gingen wir zum Kapitän. Vergeblich. Wir versuchten, den wachhabenden Bootsmann am Fallreep zu überreden, vergeblich. Da sahen Hein und ich uns zum zweitenmal an. Es war inzwischen dunkel geworden. Auf unserem Schiff herrschte wildes Leben. Die Winschen ratterten, die Frachtnetze voll von Koffern wurden in die Barkassen hinübergeschwenkt. Ueberall brannten die Lampen auf, um die Insekten schwärmten.

Hein und ich stiegen zum Mädchen Helene hinauf, das unbeweglich auf dem Bootsdeck stand und auf das Lichtmeer der Stadt hinüberstarrte. Wir räusperten uns. Dann trat Hein näher und sagte gleichgültig: „Ich muß noch mal rasch rüber in die Stadt. Ihr Gepäck könnte ich ja mitnehmen. Kontrolliert ist es ja, he?"

Helene drehte sich um und fragte: „Und ich?" Ich erwiderte, daß diese lächerliche Strecke für einen Schwimmer ein Katzensprung sei, wie?

Helene fuhr hastig herum, sie hatte begriffen. Ihre Augen leuchteten auf. „Ja!" schrie sie auf und rannte hinunter in ihre Kabine, zog sich aus, warf Hein ihre Kleider zu, der sie unter seinem Mantel verbarg, eilig ihre zwei Koffer nahm und mit einem Motorboot an Land fuhr, wo er auf sie warten wollte. Dem Wachtposten hatte er, als er seinen Paß vorzeigte, gesagt: Er wolle der armen Kleinen wenigstens das Gepäck erledigen, worum sie gebeten hatte. „Aber Tempo, Tempo", rief der Maat, „gleich werfen wir ab!"

Inzwischen hatte ich eines der großen Taue geholt, die auf allen Schiffen zusammengerollt herumliegen. Ich schleppte es hinab in Helenes Kabine, in der sie mich bereits im Badeanzug erwartete. Ich hatte beim morgendlichen Schwimmbad gesehen, daß sie ausgezeichnet schwamm.

Es war die höchste Zeit. Die Schiffssirene brüllte zur Abfahrt. Die Passagiere, die einen kurzen Landbesuch gemacht hatten, waren längst wieder zurück, nur Hein fehlte noch. Die Bordkapelle nahm Platz. Es war die höchste Zeit.

Ich band das Tau an eines der angenieteten Stahlbetten und warf es zur Luke hinaus. „Das werde ich Ihnen beiden nie vergessen!" sagte Helene und drückte mir die Hand. Dann kletterte sie auf halsbrecherische Art aus der Luke und ließ sich an der Schiffswand hinab, wobei sie am gestrafften Tau langsam ins Wasser glitt. Nach einiger Zeit hob ich das Tau, es war wieder leicht geworden, und ich warf es in das Wasser. Dann rannte ich hinauf und sah in der schwarzen, unheimlich wogenden Tiefe des Wassers einen lichten, plätschernden Schimmer. Es war Helene, das Teufelsmädchen! Sie schwamm eilig zur Stadt hinüber.

Ich packte das nächste, das zur Hand war, und warf einen schweren Bordstuhl weit über die Reling, so daß er aufklatschend im Wasser versank. „Hilfe! Hilfe!" schrie ich, und tatsächlich stoppte die Barkasse und drehte bei.

„Was ist los?" brüllte der Schiffer herauf. Ich atmete auf. Das Mädchen war gerettet. Hinten weit schwamm sie. Bald würde sie an Land steigen. „Was los ist? Ein Stuhl ist in das Wasser gefallen", antwortete ich, und: „Fische brauchen doch nicht zu sitzen. Können Sie den Stuhl nicht auffischen?" „Wirst im Kittchen noch genug Stühle vorfinden, Mann!" antwortete die rauhe Seemannskehle unten, dann schoß die Barkasse davon.

Im letzten Moment, gerade als unsere Maschinen zu arbeiten begannen, kehrte Hein zurück, ohne Gepäck und grinsend. Wir beugten uns über die Reling und blickten zur Stadt zurück, die in der Ferne verschwand. „Na?" fragte ich. Hein kniff das linke Auge zu und nickte fröhlich.

Dann lachten wir. Von dem Mädchen Helene habe ich nie wieder etwas gehört. Der Bordstuhl hat übrigens viel mehr gekostet, als ich dachte. Ich hätte einen alten Schuh nehmen sollen. Aber woher? . . .

Wir wollen Kameraden sein

Geschichte aus einem Krieg von Christian Munk

Ramon hatte richtig gerechnet. Der Gegner ging tiefer, mit einer jähen Schleife stieß er durch eine weiße Kugelwolke, dann glitt er tief über die Urwälder, fand irgendwo eine Lichtung und setzte zur Landung an.

Ramon nahm das Gas weg, kurvte einige Male über der Lichtung, fand einen Landeplatz, nicht weit von dem des feindlichen Flugzeuges entfernt, strich dicht über die Baumwipfel, zog den Steuerknüppel behutsam hoch und rollte auf dem Erdboden aus. Plötzlich fühlte er einen Stoß, seine Maschine stand, aber der Propeller war an einem Baumstumpf zersplittert.

Ramon sprang aus dem Sitz und rannte mit der Pistole in der Hand zu dem feindlichen Flugzeug, das zerschmettert in einem Dickicht lag. Er sah den Piloten bewußtlos im Gras liegen, nahm ihm die Pistole aus der Tasche und warf sie in einen Sumpf.

Der Pilot erwachte. Ramon ging zu dem zerschmetterten Flugzeug und zerstörte das Maschinengewehr darin. Jetzt hatte er den Piloten in seiner Hand. Er lehnte ihn sitzend gegen einen Baumstamm und brachte ihm etwas Wasser, das der Pilot dankbar begrüßte. Er war ein kleiner, drahtiger Mann, der sich bald erholte und aufstand, ein Mann mit einem verwegenen, klugen Gesicht. Er nannte sich Hernandez.

Ramon überlegte, was jetzt zu tun sei. Er hatte hier einen Gefangenen, und beide Maschinen waren unverwendbar. Sie saßen mitten im Urwald, zwei Männer allein, zwei Feinde, einsame Feinde, fern von jeder Hilfe. Irgendwo war ein Krieg, von dem die Bewohner dieser Wälder hier kaum etwas wußten, aber die beiden Flieger hier wußten es, und mit ihnen war der Krieg in diesen Urwald gedrungen.

Der Krieg ging weiter zwischen den beiden, und Krieg bedeutet, daß es auf Tod und Leben geht! Ramon betrachtete seine Pistole und dann seinen Feind, der mit kaltem Gesicht an einem Baumstamm lehnte und eine Zigarette rauchte.

Hier gab es nur einen Mann, der Entschlüsse fassen durfte. Das war der Sieger, und Ramon war der Sieger des Luftkampfes, der diesen Mann dort am Baum überwältigt hatte. Ramon wußte, daß Hernandez versuchen würde, bei irgendeiner Gelegenheit zu fliehen oder über ihn herzufallen. Sie hatten beide nur eine Pistole, und die trug Ramon in der Tasche.

Die Pistole bedeutete die Entscheidung. Sie standen tief in den Urwäldern des Parapiti, sahen sich an und erschauerten. Sie würden Wochen gebrauchen, um wieder ihren Krieg zu erreichen, wenn sie überhaupt lebend dort ankamen.

Ramon ging zu dem zerschmetterten Flugzeug von Hernandez und untersuchte es. Aber er fand nichts, was ihn interessiert hätte, weder Pläne noch Brot oder Waffen. Er hielt sein glimmendes Feuerzeug an das Flugzeug, das in der glühenden Hitze sofort in Flammen aufging. Darauf wandte er sich zu seinem eigenen Apparat, den er ebenfalls untersuchte. Er nahm eine Karte an sich, eine Schachtel Patronen; den Mantel, und dann zündete er auch dieses Flugzeug an.

Die beiden Männer blickten auf die zwei brennenden Trümmerhaufen, die in der Urwaldlichtung rasch ausglühten. Es war sehr heiß. „Kommen Sie", befahl Ramon und ging voraus in den Wald hinein, „wir müssen den Parapiti erreichen."

Sie hatten beide ein Messer, mit dem sie sich eine Pikade schlugen, sie gingen den ganzen Tag. Die Dornen stachen sie, sie strauchelten über Lianen, sie zwängten sich durch das stachlige, kratzende Unterholz, sie bluteten, sie kämpften sich durch. Mehr ist nicht zu sagen.

Es kam der Augenblick, an dem die Sonne unterging. Das geht in diesen Breiten sehr schnell. Es kam der Augenblick, vor dem Ramon den ganzen Tag gebangt hatte. Sie suchten trockenes Holz und machten ein Feuer an, und Ramon ging davon, um ein Wasserschwein zu schießen. Sie schnitten sich jeder ein Stück aus der Lende und brieten es an ihrem Feuer. Sie waren zu Tode erschöpft, und sie sprachen an jenem Abend nicht miteinander.

Als sie gegessen hatten, war es so weit, daß sie schlafen mußten. Ramon blickte Hernandez an. War er auch jetzt sein Feind? Dann mußte er ihm die Hände binden, um sich zu schützen. Aber vielleicht tat er ihm unrecht, vielleicht war der Mann froh, endlich schlafen zu dürfen? Außerdem mußte er auch wissen, daß zwei Männer leichter durch die Wälder kommen als einer.

An jenem Abend befahl Ramon seinem Feind, sich niederzulegen, und er sagte, daß er nicht auf diese Seite des Feuers kommen dürfe, oder er schieße ihn nieder, sofort, verstanden? Sie legten sich jeder auf eine andere Seite des Feuers, aber nur der Gefangene fand Schlaf, denn er hatte keine Sorgen, während Ramon gespannt und verteidigungsbereit unter seinem Mantel lag, den Revolver griffbereit neben sich.

Am nächsten Tag war Ramon sehr müde, während Hernandez frisch und unverzagt voranschritt. Ramon fiel ein, daß es falsch sei, dem Gefangenen das Messer zu lassen, und nachmittags schrie er ihn barsch an, er solle das Messer hergeben. Verwundert reichte es ihm Hernandez. Aber nun mußte Ramon vorangehen und mit dem Messer einen Weg schlagen, das strengte sehr an.

Sie gingen immer der Sonne nach, dem Parapiti entgegen nach Süden. An jenem Abend sank Ramon entkräftet nieder, als Hernandez Feuer gemacht hatte. Sie hatten nichts zu essen als einige grüne Feigen, die sie irgendwo gefunden hatten.

In der Nacht überlegte Ramon, daß der Gefangene nicht fliehen konnte. Es war unmöglich, allein davonzukommen. Sie mußten zusammenbleiben, die beiden einzigen Menschen, irgendwo tief in den wilden Wäldern des Parapiti. Sie hielten zusammen, gebunden durch das Urgesetz der Menschheit, das Erschreckte zueinander treibt, wenn die Angst vor der Natur größer ist als die Angst vor dem Menschen.

Plötzlich erwachte Ramon. Er sah einen Schatten, der sich über ihn beugte. In wildem Entsetzen hielt Ramon den Atem an, dann packte er die Pistole und feuerte sie ab, aber der Schatten war schon über ihn hergefallen und entriß ihm die Pistole.

Ramon sprang auf und wollte sich auf den Schatten stürzen, aber er hörte Hernandez' warnende Stimme: „Hände hoch!"

Blitzschnell warf sich Ramon zur Seite und sprang hinter einen Baum, hinter dem er sich keuchend verbarg und sein Messer zog, entschlossen, auf Leben und Tod zu kämpfen.

Hernandez stand einige Meter vor dem Baum und überlegte. Der Augenblick war gekommen, in dem einer von ihnen beiden sterben mußte. Er zählte die Patronen in der Pistole, er hatte drei Schüsse in der Hand. Das ist nicht viel, aber es genügt, um einen Mann zu töten.

„Wenn Sie freiwillig hervorkommen, so werde ich Sie nicht töten!" Die beiden Männer waren zu Tode erschöpft, und die Wut hatte sie bleich gemacht. „Gut, dann werde ich warten, bis Sie von selber kommen!"

Und Hernandez setzte sich an das Feuer nieder. Es wurde hell, die Sonne erleuchtete eben die Wipfel der Urwaldbäume, die Sonne stieg, es wurde Mittag, die Sonne sank, es wurde dunkel. Die beiden Männer waren in ihrem Kampf verbissen, sie sahen nichts, und sie hörten nichts.

Ramon war steif geworden wie Holz, er hatte sich an den Baum geschmiegt und konnte sich nicht rühren. Hernandez bewegte sich. Er aß einige der Feigen, die übriggeblieben waren, er ließ seine Augen nicht von dem Baum, hinter dem sein Feind sich verbarg.

In dieser Nacht versuchte Ramon, zweimal heimlich den Baum zu verlassen und davonzuschleichen, und zweimal schoß Hernandez. Wenn Ramon nach dem dritten Schuß noch lebte, so stand der Kampf gleich, und Ramon suchte mit inbrünstiger Wut nach einer Gelegenheit, um den Feind zu einem dritten Schuß zu reizen.

Aber es war eine große, unirdische Nacht, in der die Sterne tausendfältig leuchten, und in der die Nebel aus den Wäldern steigen, und vielleicht streicht ein Wind rauschend durch die Kronen der Bäume.

Hernandez, der dem Baum gegenüber stand, dachte nach. Er dachte daran, daß sie beide die einzigen Menschen in der Wildnis waren, klopfende Herzen hatten, tapfere Gemüter waren, junge Männer, die das Lachen liebten und den Kampf. Und er dachte daran, daß jener Ramon, der sein Feind war, kein böses Wort für ihn gehabt hatte, als er noch den Revolver trug, der sie beide trennte.

Zeichnung: Harder — M.

„Hier diesen Revolver werfe ich weg . . ." Und mit diesen Worten schleuderte er den Revolver in das Dickicht hinein.

Plötzlich machte Hernandez einige Schritte auf den Baum zu und rief in die Nacht: „Mein Herr, hier diesen Revolver werfe ich weg! Ich werfe ihn an Ihrem Baum vorbei in das Dickicht. Niemand soll ihn wieder aufheben. Wir wollen Kameraden sein, bis wir den Parapiti erreicht haben und uns dort trennen!"

Und mit diesen Worten schleuderte er den Revolver weit in das nächtliche Dickicht hinein, ging zu dem Baum und stellte sich offen neben das gezückte Messer seines Feindes. Ramon, der an eine List geglaubt hatte, begriff, daß es Ernst war. Taumelnd ließ er den Baum los und wankte zum Feuer, wo er niederbrach.

Das war in der Frühe eines hellen Tages, und Hernandez suchte einige wilde Bananen für ihn. Zehn Tage später traten die beiden Männer aus dem Dunkel des Urwaldes an das grüne Ufer des Parapiti. Sie reichten sich die Hand und gingen in zwei Richtungen auseinander. Sie waren tapfere junge Männer, die das Gesetz der Menschen verstanden, aber auch das Gesetz des Urwaldes.

Das Kartenspiel

Von A. T. Gruelich

Als das Heilige Römische Reich noch von einer Unzahl mehr oder minder begabter Fürsten auseinanderregiert wurde, fuhr an einem sonnigen Herbstmorgen der Fürst Herbert II. von Waldschlag-Altdrossingen in seinem Wagen durch das Tor des in seinem Sprengel gelegenen Städtchens Neudrossingen und nickte gnädig nach dem Türlein des Wachtlokals hin, wo laut Wachreglement stets ein Stadtsoldat zu präsentieren pflegte. Zu seinem Entsetzen aber bemerkte er, daß die schuldige Ehrenbezeigung diesmal ausblieb und sich kein weinroter Rock mit Silberknöpfen im Tore zeigte. Da hieß er den Kutscher allsogleich zum Rathaus fahren, wo er dem Herrn Stadtkommandanten die Ohren lang ziehen wolle. Denn allerorts muckerte es bereits revoluzzerisch, wie man es von Frankreich gelernt, und es war gut, gleich mit drakonischen Maßnahmen gegen jede Despektierlichkeit einzuschreiten.

Der beleibte Stadtkommandant hörte sich zerknirscht und erschüttert das hochfürstliche Donnerwetter an, das alsbald anhub, nämlich daß der Fürst durchaus an Hochverrat und Verschwörung dachte und bereit war, fremdes Militär „zur Zerschmetterung jeglicher Revolte" aus dem nachbarlichen Herzogstum, dem Kletzenbrodtischen, herüberzurufen und quasi „per Blutbad" zu zeigen, wer der Fürst sei.

Und eine Viertelstunde später brüllte der Stadtkommandant in der Wachtstube die diensthabenden Wachtmeister und Soldaten dermaßen an, daß die Nachbarn in Schurzfell und Hausmütze zusammenliefen und einander zuschrien, ob es vielleicht Krieg gäbe. „Aufhängen sollte man euch", schrie der Kommandant, und das hatte er noch nie gesagt.

Die Soldaten entschuldigten sich mit dem Kartenspiel, bei dem sie gerade gesessen hätten und weihten den Kommandanten, der sonst wie ein Vater zu ihnen war, in die dramatischen Vorgänge ein, die sich gerade bei der unglückseligen Vorbeifahrt des fürstlichen Wagens abgespielt hatten. Das Spiel hing tatsächlich bis zum Ende vollkommen in der Luft, die Trümpfe waren gut verteilt gewesen, nur durch List und Verschlagenheit, durch eiskalte Berechnung und zugleich mit höchstem Wagemut war es zu gewinnen.

Der Stadtkommandant hörte mit finsterer Miene die Erklärung an, ließ sich noch einmal zeigen, wie die Karten verteilt und was Trumpf gewesen war, setzte sich dann alsbald selbst ans Tischchen, und wenn die Soldaten vorher wegen Hochverrats und Dienstverweigerung an den Galgen gebracht werden sollten, so erhielten sie jetzt eine scharfe Predigt über ihr saudummes Spiel. Eifrig erklärte er ihnen, wie das Spiel hätte verlaufen müssen und bewies seine überlegene Kunst, indem er abwechselnd alle vier Partien ergriff und jedesmal gewann.

„So spielt man, ihr Ochsen", rief er zufrieden grollend. „Aber vors Kriegsgericht kommt ihr doch, sonst holt Ihre Durchlaucht fremdes Militär ins Land und läßt uns alle aufhängen. Doch seid unbesorgt und merkt euch, wie das Spiel gestanden hat."

Das hohe Gericht, bestehend aus einigen militärischen und einigen Personen der Stadtregierung, tagte denn auch binnen vierundzwanzig Stunden im Rathaus, und auf dem Armensünderbänklein saßen der Wachtmeister und seine drei Wachtsoldaten. Der Fall war ja einfach, militärische Insubordination gegenüber dem Landesherrn lag unzweifelhaft vor, zehn Jahre Festungshaft standen darauf, und die armen Kerle mußten froh sein, daß die fürstlicherseits geforderte Anklage wegen Hochverrats fallengelassen wurde.

Hier nun mischte sich der Kommandant, der dem Fürsten ohnehin nicht grün war, in die Verhandlung ein und forderte, man möge zur Erlangung mildernder Umstände das fragliche Kartenspiel einmal vorführen lassen, und weil man ohnehin nur kurz beraten hatte, wurde den Soldaten die Vergünstigung gewährt, und so spielten sie alsbald vor den Schranken des hohen Gerichts auf dem Tisch des Gerichtsprotokollanten ihren Vierer.

Die Perücken und Dreispitze beugten sich weit vor, der Präsident selbst stellte sich hinter den Wachtmeister, und noch ehe das Spiel seinen Höhepunkt erreicht hatte, fiel er ein und rief: „Sie Rindvieh, jetzt müssen Sie doch den Schellenober ausgeben und das Banner in der Hinterhand behalten."

„Unsinn", erwiderte der General der fürstlichen Streitkräfte. „So lange er noch Eicheln hat, soll er sie ruhig schmieren oder meinetwegen mit den Rosen stechen."

„Herr General", erwiderte der Präsident. „Als Privatmann und Stammtischkollege möchte ich Ihren Irrtum zurückweisen, sehen Sie . . ."

Er riß dem Wachtmeister die Karten aus der Hand und spielte mit den drei Soldaten weiter, aber der goldbetreßte General nahm mit einem teuflischen Lächeln die Karten des Gegners und machte Stich um Stich. Was Wunder, daß nunmehr auch der beisitzende Ratsherr und der Stadtkommandant sich herzusetzten und das Spiel alsbald von vorn begonnen wurde, während nunmehr die Soldaten kiebitzten und ab und zu meinten, so hätten sie es auch gemacht, aber dies oder jenes wäre nach ihrer Meinung falsch.

Kurz, es wurde ein heftiges Spiel geschmettert und so lange fortgeführt, bis die Abendsonne schräg durchs Fenster hineinschien und man sich seines Amtes wieder bewußt ward. Unlustig begaben sich die Herren wieder auf die Plätze, und eben wollten sie die Aktendeckel schließen, als der Stadtkommandant das Wort verlangte und alsbald folgende kurze Verteidigungsrede hielt: „Verehrte Herren! Eben haben Sie erlebt, daß selbst wir hohen Amts- und Militärpersonen, statt unserer Pflicht obzuliegen, fast drei Stunden lang Karten gespielt haben. Wieviel mehr ist es zu verzeihen, wenn vier Stadtsoldaten, die den ganzen Tag nichts als herumzusitzen haben, einmal einen Augenblick lang ihre Pflicht vergessen. Ich bitte daher, Gnade walten zu lassen . . ."

Da wiegten die hohen Herren ihre Puderköpfe, die Degen klirrten, und unter dröhnendem Gelächter wurde die Begnadigung verkündet; allerdings wurde die Warnung hinzugefügt, in der Wachtstube sich künftig des Kartenspiels zu entschlagen.

Bild: NSV-Schlesien-Archiv.

Der Reichsbund der Freien Schwestern nimmt junge Mädchen vom vollendeten 18. Lebensjahr auf, um sie für den Kranken- und auch für den Säuglingspflegeberuf vorzubereiten. Die Ausbildung erfolgt vollkommen kostenlos bei freier Station, Verpflegung und Trachtstellung. Die Vgnn. erhalten außerdem noch monatlich ein kleines Taschengeld. Die Schülerinnen sind in Schülerinnenheimen, z. T. auch in den Krankenhäusern selbst untergebracht und werden von einer Jungschwesternführerin betreut. In den Kranken- und Säuglingspflegeschulen werden sie für ihren späteren Beruf fachlich ausgerichtet. Eine Hauptaufgabe in der Ausrichtung der Schülerinnen liegt vor allen Dingen darin, sie nationalsozialistisch zu erziehen, d. h. sie weltanschaulich zu schulen, damit sie in der Ausübung ihres späteren Berufes gefestigt sind. Der Arbeitseinsatz unserer Schwestern erfolgt hauptsächlich in Krankenhäusern, Heimen der NSV., Sanatorien und auch in Privatpflegen.

Durch den Aufbau in den neu erworbenen Gebieten hat auch der Reichsbund sehr große Aufgaben übernommen, wie z. B. Uebernahmen bezw. Besetzungen von Krankenhäusern, Einsatz in NSV.-Krippen und in der nachgehenden Fürsorge. Der Reichsbund, dessen Angehörige an der blauen Schwesterntracht mit der Brosche, die die NSV.-Rune trägt, zu erkennen sind, ist stolz darauf, an dem großen Aufbauwerk unseres Führers mithelfen zu können.

Die Gaugeschäftsstelle befindet sich für Schlesien in Breslau 5, Gartenstraße 15/17.

auf dem Privatmarkt unter Umgehung des Schätzungszwanges bei Händlerverkäufen beobachtet werden konnten, ausgeschaltet.

Auf der anderen Seite ist der Automobil-Treuhand-G. m. b. H. eine wichtige Erweiterung ihres Aufgabenkreises zugewiesen worden. Ferner sind in der neuen Anordnung die Verbraucherpreise und Handelsspannen im Geschäftsverkehr mit gebrauchten Kraftfahrzeugen zur besseren Uebersicht neu zusammengefaßt und die Handelsspannen zum Schutze des Verbrauchers erneut wesentlich gekürzt worden. Von der neuen Anordnung dürfte auch eine günstige Auswirkung auf den berufsmäßigen Händlerstand für gebrauchte Kraftfahrzeuge zu erwarten sein. Die neue Regelung läßt erhoffen, daß bisher noch vorhandene Mißstände auf dem Altfahrzeugmarkt endgültig bereinigt werden.

Nicht was Sie denken!

Eine nette Begegnung, die jetzt jeder gelegentlich haben kann, verdient festgehalten zu werden:

In eine Zeitschriften- und Papierhandlung tritt ein junges, hübsches Mädel. Ein nettes Kerlchen, wie man so sagt, dem man zutraut, daß es recht gut weiß, wozu man sich so fesch macht. Sicher holt sie sich jetzt eine moderne Zeitschrift, um in einem eleganten Kaffeehaus Umschau zu halten. Aber weit gefehlt. Sie fragt mit hellem Glockenton: „Ach, haben Sie Feldpostpäckchen?"

„Aber gewiß", antwortet der Geschäftsmann, „nur leere freilich, mein Fräulein!"

„Für den Inhalt lassen Sie mich nur sorgen!" klingt es fröhlich, schlagfertig und ein wenig spitzbübisch zurück.

Ah, denkt der Beobachter, eine kleine Soldatenbraut! Und auch der Herr hinter dem Ladentisch schmunzelt dezent, als hätte er dasselbe mit Detektivblick entdeckt. Aber schon kommt der verblüffende Gegenschlag des kleinen Fräuleins:

„Nicht, was Sie denken!" (Dabei streift auch mich ein Seitenblick.)

„Natürlich für den Herrn Bruder!" errät und entschuldigt sich gleichzeitig der Verkäufer.

„Auch das stimmt nicht!" erklärt die Kleine und wirft keck das Köpfchen zurück, aber so, daß man es wie eine Aufforderung zum Weiterfragen aufnimmt.

„Freilich, eine so junge Dame wird ja auch einen Vater an der Front haben oder einen Schwager, einen Vetter?"

„Nein, nein! Stimmt alles nicht! Aber ich will Ihnen —"

Weiter kommt sie nicht, denn zwischen Handtasche und dem losen Handschuh ist ihr ein Kärtchen aus der Hand geglitten und liegt nun verräterisch-unverhohlen auf dem Ladentisch. Es steht in steiler Schrift hinter einer Feldpostnummer darauf: „Herzliche Heimatgrüße dem Unbekannten von Unbekannt!"

Die junge Dame wächst in unseren Augen. Sie wählt das größte Feldpostpäckchenformat und zieht erhobenen Hauptes von dannen.

Die Latrinenparole

Wir waren im vorigen Kriege in puncto Latrine noch recht primitiv. Ihr Alten werdet noch wissen, wie wir es damals machten: Da wurde ein Granattrichter etwas verbreitert, in jede Ecke kam ein Pfosten, und dann wurde eine Stange (auf jeder Seite mit zwei Nägeln) angenagelt. Und dann saßen wir da, oft mit vier, fünf Mann friedlich nebeneinander, und klönten. Wenn wir zu mehreren waren, saßen wir immer etwas länger. Kontrollen darüber gab es nicht, und man konnte sich so herrlich dabei unterhalten.

Wenn einer nichts mehr wußte, dann erfand er etwas. Oft war es das dümmste Zeug, aber der, der als Letzter ruhenderweise sitzenblieb, erzählte es der „Ablösung". Er dichtete vielleicht noch etwas „aus eigenem" hinzu. Einer von der Nachbarkompanie kam infolge „Besetztheit" in den Kompanieabschnitt herüber und brachte die Neuigkeit am Nachmittag auf die eigene Latrine. Und dann war etwas entstanden, was wir alle vom vorigen Kriege noch kennen: das „Latrinengerücht", die „Latrinenparole".

Bei der beispiellosen Phantasie des Mister Churchill und seiner gleichwertigen Genossen können wir an und für sich annehmen, daß sich eine gleiche „Gelegenheit" im luftschutzgrabendurchwühlten Garten des englischen Lügenministeriums befinden muß. Wir Deutschen sind nun zwar im neuen Kriege in unseren sanitären Anlagen wesentlich moderner geworden; bei der sprichwörtlichen Verkalktheit der englischen Politik darf es uns jedoch nicht wundernehmen, daß man dort noch bei einer derartigen Einrichtung verblieben ist. Stellen wir uns einmal vor, wie die hohen Herren dort nebeneinander auf der Stange sitzen. Ist es da ein Wunder, daß sie Gerüchte fabrizieren, denen man es anriecht, wo sie „geboren" wurden?

Aber Spaß beiseite: Hüten wir uns auch in der Heimat davor, in die englische Rückständigkeit zu verfallen und etwa selbst solche Latrinengerüchte zu verbreiten. Wir stellen uns damit, ohne es selbst zu wissen, in den Dienst der feindlichen Propaganda. Ein falsch verstandener Brief, eine dumme Bemerkung kann „Latrinengerüchte" in Bewegung setzen. Gerüchte aber sind, wie immer auch sie lauten mögen, Feinde des Soldaten, der Klarheit und Wahrheit braucht, um für Führer und Reich seinen Mann zu stehen. A. Hahn-Butry.

Die Botschaft

○ Dieses war, so meint die Volkspflegerin Erna, die schwerste Mission ihres Lebens: Seit Monaten betreut sie die Familie S., die etwas zarte, aber heitere Arbeiterfrau, die große Kinderschar; der Mann ist ihr besonders gut. Uebrigens beruht das auf Gegenseitigkeit, dieser etwas tolpatschige, aber dennoch herrliche Mensch, Mann und Vater. Erna ist wie Freundin im Hause. Sie fühlt sich auch wirklich daheim unter diesen einfachen Volksgenossen; zuweilen ist ihr die kleine Siedlung mitten in dem großen Industriewerk mehr Geschwisterhaus als die pompöse Großstadtwohnung ihres hochgestellten Bruders und der Frau Schwägerin mit der spitzen Nase, die keine Kinder hat, sich auch keine wünscht. (Sie hat Angst um ihre echten Teppiche und ihre blanken, gepflegten Möbel.)

Nun hat der Arbeiter S. einen Unfall erlitten, die beste ärztliche Hilfe, die stärkste liebevolle Pflege kann ihn nicht mehr lebendig machen. Erna, die Volkspflegerin, muß der Frau die Botschaft überbringen. Wie im Taumel geht sie den Weg vom Werk zum kleinen Arbeiterhaus, die Beine werden ihr immer schwerer. Unterwegs trifft sie Hans S., der für Eltern und Geschwister nach der Schule einkauft. Der Junge sieht der „Tante" die tiefe Trauer an: „Wein man nicht, Tante, wenn ich groß bin, heirate ich dich", meint er treuherzig, schaut dabei drein, wie sein Vater in den besten Stunden zu schauen pflegte. Da weiß Erna ihren Weg. Und sie läßt sich von dem Jungen führen zu seiner Mutter und den vielen kleinen Geschwistern. Und dann sagt sie ganz einfach, was zu sagen ist. Und als Frau S. aus der ersten Erstarrung erwacht, ist auch der Trost da. Dieser prächtige kleine Bursche, der ganz so ist wie sein Vater und grade wächst, der Mutter und den Geschwistern zum Halt. Erna, die Volkspflegerin der NSV., reift aber an dieser ihrer schwersten Botschaft.

Denke daran - handle danach:
Chlorodont
wirkt abends am besten!

Rundfunk-Programm

Reichssender Breslau

Freitag, 24. November

8.30: Leipzig: Konzert. — 9.30: Berlin: „Rohstoff Stroh." Hörfolge von W. Ehmer. — 11.00: Wir hören Musik von Schallplatten. — 12.00: Köln: Mittagskonzert. — 14.30: Bunte Unterhaltung. — 15.25: Für unsere Kinder: Fröhliches Turnen mit Walter Neugebauer. — 15.40: Zwischenmusik. (Schallplatten.) — 16.00: Frankfurt a. M.: Nachmittagskonzert. — 17.10: Familie Meier — total verdunkelt! Kurzgeschichte. — 18.00: „Der helle Tag ist aufgewacht." Wir singen aus dem gleichnamigen Liederbuch von Hans Baumann. Rundfunkspielschar Breslau der HJ. — 18.30: Deutschlandsender: Aus dem Zeitgeschehen. — 19.00: Berlin: Unterhaltungskonzert. — 20.15: Konzert des Großen Orchesters des Reichssenders Breslau, Professor Enrico Mainardi (Cello). In einer Pause gegen 21.05 Uhr: Die Sonate unter den Kerzen. Erzählung von Heinz Steguweit. — 22.50 bis 1.00: Berlin: Konzert.

Sonnabend, 25. November

9.30: Für unsere Kinder. Tummelt euch! — 11.00: Wir hören Musik von Schallplatten. — 11.45: Hört zu! Plauderei über das liebe Brot. — 12.00: Leipzig: Mittagskonzert. — 13.00: Frankfurt a. M.: Mittagskonzert. — 14.10: Der Klaviertransport. Fröhliche Szene von Hermann Krause. — 15.00: Die Gesundheitsäpfel. Ein Spiel nach einem nordischen Volksmärchen. — 15.30: Zwischenmusik. (Schallplatten.) — 14.40: Fahrt zu den Weltkriegsstellungen Makedoniens. — 16.00: Berlin: Nachmittagskonzert. — 17.10: Zwischenmusik. (Schallplatten.) — 17.50: Zwischenmusik. (Schallplatten.) — 18.00: Vom Fingerzählen bis zu Adam Riese. — 18.15: Zwischenmusik. (Schallplatten.) — 18.30: Deutschlandsender: Aus dem Zeitgeschehen. — 19.00: Berlin: Unterhaltungskonzert. — 20.15: Vorhang auf! Musikalischer Querschnitt von der Opernbühne bis zum Tonfilm. — 22.50 bis 1.00: Berlin: Unterhaltungskonzert.

Brockauer Sport-Nachrichten.

S. C. „Sturm 1916" Brockau e. V.

Spielergebnis vom vergangenen Sonntag:
„Sturm" 2. Senioren — „Vorwärts" 3. Senioren 2 : 7

* * *

Spiele am Sonntag, den 26. November:
In Lindenruh:
9⁰⁰ Uhr „Sturm" 1. B-Jugend — „02" 1. B-Jugend
10⁰⁰ Uhr „Sturm" 2. Senioren — „Hertha" 3. Senioren
13⁰⁰ Uhr „Sturm" 1. Schüler — „Hertha" 1. Schüler
14⁰⁰ Uhr „Sturm" 1. Senioren — „Germania" 1. Senioren.
In Brockau:
10⁰⁰ Uhr „Sturm" 2. Schüler — „Reichsbahn Brockau" 2. Schüler.

Aeußerst spannend und packend verspricht der Kampf zwischen „Sturm" 1. Senioren und „Germania" 1. Senioren am Sonntagnachmittag in Lindenruh zu werden. „Germania" ist augenblicklich mit 16 : 0 Verlustpunkten ungeschlagener Spitzenreiter und von jeher besonders gegen „Sturm" voll in Fahrt. Es erinnere sich jeder des Spieles in der vergangenen Serie, wo „Sturm" als Tabellenführer überraschend geschlagen wurde. Hier ist nun Gelegenheit für „Sturm" die Scharte des Vorjahres wieder auszugleichen und die Punkte an sich zu reißen.

Reichsbahn-Sportgemeinschaft.

Handball-Abteilung:
Spiele am Sonntag, den 26. November:
In Brockau (Reichsbahnsportplatz):
11⁰⁰ Uhr „Reichsbahn" 1. Männer — „Alemannia" 1. Männer.
In Breslau (BNN.-Sportplatz):
9⁰⁰ Uhr „Reichsbahn" Sportdienstgruppe — „BNN."
In Breslau („SSV."-Platz Menzelstraße):
13³⁰ Uhr „Reichsbahn" Frauen — „Reichsbahn Breslau" Frauen

* **[Goldene Hochzeit.]** Freitag, den 24. November feiert Stellwerksmeister a. D. August Kroh und Gattin, Kattern, das Fest der goldenen Hochzeit.

* **[Diebstahl von Bekleidungsstücken.]** Am 17. November, in der Zeit von 15—18 Uhr wurden einer auf dem Adolf-Hitler-Platz wohnhaften Familie aus dem Hofe dieses Grundstückes Bekleidungsstücke entwendet. Es handelt sich um folgende Sachen: zwei Paar braune Kinderstrümpfe, ein Kinderkleidchen für ein zweijähriges Kind, zwei gestrickte Knabenhosen, ein Pullover, ein Strickanzug, zwei Paar Schlüpfer, eine Arbeitshose (schwarz mit weißen Streifen), ein Paar Sportstrümpfe. Der Verlust dieser Sachen trifft die geschädigte Familie in der gegenwärtigen Zeit recht empfindlich. Die Bevölkerung wird gebeten, zweckdienliche Angaben, die zur Ermittlung des Täters führen können und die auf Wunsch vertraulich behandelt werden, der Polizei mitzuteilen. Die Tat zeugt von so niedriger Gesinnung, daß es Sache der Oeffentlichkeit sein muß, bei der Ermittlung des Täters mitzuhelfen. Ein Sohn der geschädigten Familie hat beobachtet, daß in der angegebenen Zeit ein Unbekannter im Hofe dieses Grundstückes war, der den Zaun nach der Feldstraße zu überstiegen hat.

* **[Verkehrsunfall durch Zugmaschine.]** Durch eine Zugmaschine ereignete sich dieser Tage auf der hiesigen Eisenbahnbrücke ein Verkehrsunfall, bei dem jedoch nur Sachschaden verursacht wurde. Personen wurden nicht verletzt.

Kriegsauszeichnungen bei Internierung und Gefangenschaft. Durch Verfügung des Oberkommandos der Wehrmacht wird bestimmt, daß an Wehrmachtangehörige, die unverschuldet in neutralen Ländern interniert wurden, ausnahmsweise Kriegsauszeichnungen verliehen werden können, wenn eine besonders hervorragende Tat vorliegt. Die Auszeichnungen werden nach Rückkehr in die Heimat ausgehändigt. Mitteilung über die Verleihung ergeht auch an die Angehörigen. In allen übrigen Fällen und an unverschuldet in Kriegsgefangenschaft geratene Wehrmachtangehörige findet gegebenenfalls eine Verleihung erst nach Rückkehr aus der Internierung oder Kriegsgefangenschaft statt.

Sicherung der Düngemittel- und Saatgutversorgung. Durch eine im Reichsgesetzblatt veröffentlichte, vom Ministerrat für die Reichsverteidigung erlassene Verordnung zur Sicherung der Düngemittel- und Saatgutversorgung ist die bereits seit mehreren Jahren bestehende Regelung in neuer Fassung für die Ernten der nächsten Jahre verlängert worden. Danach besteht für Düngemittel- und Saatgutkredite ein gesetzliches Pfandrecht an den in der nächsten Ernte anfallenden Früchten, wenn die Düngemittel, das anerkannte Saatgut oder das vom Reichsnährstand zugelassene Handelssaatgut von dem Besitzer in der für derartige Geschäfte üblichen Art nach dem 31. Oktober für die nächsten Ernten zur Steigerung des Ernteertrages beschafft und verwendet worden sind. Das Pfandrecht erlischt mit dem 1. April des auf die Ernte folgenden Jahres, wenn es nicht vorher gerichtlich geltend gemacht worden ist. Die Vorschriften gelten auch für die Ostmark und für den Sudetengau.

Verordnung über öffentliche Bewirtschaftung von Saatgut. Im Kampf um die Nahrungsfreiheit unseres Volkes kommt der geordneten Versorgung mit Saatgut, die mit für die Höhe des Ertrages ausschlaggebend ist, eine überaus große Bedeutung zu. Infolgedessen wurde die Verordnung über die öffentliche Bewirtschaftung von Saatgut erlassen, um den gesamten Saatgutanfall so zu lenken, daß allen Anforderungen auf diesem wichtigen Sektor auch in Zukunft genügt werden kann. In ihrer Bewirtschaftungsanordnung sieht die Saatgutstelle grundsätzlich davon ab, wesentliche Eingriffe in den bisherigen Ablauf des Verkehrs mit Saatgut vorzunehmen. Sie kann sich weitgehend auf die im Reichsverband der Pflanzenzucht zusammengeschlossenen Verbände stützen, so daß auch über diese der Absatz von anerkanntem Saatgut an die Verbraucher geleitet werden kann. Besonders wichtig ist, daß bewirtschaftetes Saatgut nur zu Saatzwecken in den Verkehr gebracht und nicht einer anderen Verwendung zugeführt werden darf.

Ein Oetker-Pudding bietet
auch jetzt eine wertvolle Bereicherung der täglichen Kost, besonders mit Früchten
Puddingkochen mit entrahmter Frischmilch (Magermilch)
Puddingpulver und Zucker mit Wasser oder Milch lt. Vorschrift anrühren, die Milch unter Rühren mit einer Prise Salz zum Kochen bringen, von der Kochstelle nehmen, das angerührte Puddingpulver hineingeben und einige Male aufkochen lassen.
Puddingpulver gibt es auf die Abschnitte N 11, N 12, N 27 und N 28 der Nährmittelkarte.
Dr. August Oetker, Bielefeld

Auf Befehl Englands

Pariser Militärgericht verurteilt belgische Arbeiter.

In Frankreich geht man mit rigoroser Strenge gegen die arbeitende Bevölkerung vor und macht hierbei keinen Unterschied zwischen Franzosen und Ausländern. Das Militärgericht in Paris hat zwei belgische Arbeiter (Vater und Sohn) abgeurteilt, weil sie ihre Arbeitsstätte in einer vom Staat requirierten Fabrik auf 24 Stunden verlassen hatten.

Die Frage, ob der Gesetzeserlaß über die requirierten Arbeiter sich auch auf Ausländer erstrecke, wurde vom Militärgericht bejaht. Die beiden Angeklagten wurden zu je sechs Monaten Gefängnis und je 500 Franken Geldstrafe verurteilt, was praktisch auf eine Geldstrafe von über 5000 Franken hinausläuft, weil die Geldbuße mit 11 multipliziert werden muß.

Verkehrsstreik wegen Verdunkelung

Sie geht den Londoner Omnibusfahrern auf die Nerven.

London erlebt jetzt seinen ersten Verkehrsstreik wegen der Verdunkelung. 450 Fahrer und Schaffner der Trolley-Busse (Autobusse mit elektrischer Oberleitung) sind in den Streik getreten. Sie erklärten, daß es infolge der Verdunkelung unmöglich sei, den Fahrplan innezuhalten. Außerdem sei ihre Arbeit außerordentlich dadurch erschwert worden, daß so viele normale Autobusse aus dem Verkehr gezogen worden seien.

Italienischer Dampfer auf eine Mine gelaufen

Der italienische Dampfer „Fianona" (6660 Tonnen) lief an der britischen Südostküste auf eine Mine. Der Dampfer erhielt ein großes Leck, konnte sich jedoch über Wasser halten. Im Laufe der Nacht wurden Rettungsboote ausgesetzt.

Prof. Dr. Bier 50 Jahre Dozent

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Bier, der am 23. November auf eine 50jährige Tätigkeit als Dozent zurückblickt, erhielt von Reichsminister Rust ein Handschreiben, in dem ihn der Minister zu diesem Tag beglückwünscht.

20 000 Kilogramm Post geraubt

Britisches Seepiratentum kennt keine Grenzen.

Die englischen Kontrollbehörden in Kirkwall haben die gesamte für die neutralen Länder Skandinaviens bestimmte Post aus den Vereinigten Staaten, die sich an Bord des schwedischen Dampfers „Drottningholm" befand, insgesamt 20 000 Kilogramm, festgehalten. Obwohl der Dampfer mittlerweile in Göteborg eingelaufen ist, nachdem er acht Tage lang im englischen Kontrollhafen festgehalten wurde, haben es die britischen Behörden bisher nicht fertiggebracht, diese Post freizugeben. Es wurde auf dringende schwedische Anfrage hin lediglich der lakonische Bescheid gegeben, „die Post werde nachgesandt" werden.

„Vorkontrolle" amerikanischer Ausfuhrgüter

Nach einer Mitteilung der britischen Botschaft in Washington „können" ab 1. Dezember sämtliche amerikanischen Ausfuhren nach Belgien, Dänemark, Estland, Finnland, Island, Lettland, Holland, Norwegen und Schweden einer „Vorkontrolle" in den Vereinigten Staaten unterzogen werden, um für Schiff und Ladung eine „Vorzugsbehandlung" durch die britischen Banngutpatrouillen sicherzustellen.

Wie verlautet, wird sich die Regierung der Vereinigten Staaten entschieden gegen etwaige englische Wünsche wehren, daß USA.-Dampfer, die außerhalb der Kriegszone — zum Beispiel nach Bergen — fahren, britische Häfen innerhalb der Kriegszone zwecks Kontrolle anlaufen. Dies würde dem Sinn des Neutralitätsgesetzes direkt widersprechen.

„Wir wollen Frieden!"

Pazifistische Kundgebung im englischen Unterhaus.

Wie United Preß meldet, kam es während der Rede des liberalen Abgeordneten Morrison in der gestrigen Unterhaussitzung zu einer pazifistischen Demonstration. Einige Frauen auf der Galerie sprangen plötzlich auf, riefen in die Rede hinein: „Wir wollen Frieden!" und warfen eine große Anzahl von pazifistischen Flugblättern ins Parkett. Die Ordnungsbeamten im Saal griffen sofort ein und die Frauen wurden zum Verlassen des Sitzungssaales gezwungen.

Sturmzeichen aus Kalkutta

Rasche Ausdehnung des Streiks in der Jute-Industrie — Geheimnisvolle Organisatoren an der Arbeit

Aus Kairo einlaufende Meldungen besagen, daß die Streikbewegung in der Jute-Industrie von Kalkutta sich ständig vergrößert. Die ägyptische Zeitung „Ahram" teilt sogar mit, daß soeben weitere 5000 Arbeiter wegen Lohnforderungen in den Ausstand getreten sind. Weitere Meldungen besagen, daß es den Briten bisher nicht gelang, die Organisatoren der diesmal besonders festen und ausgedehnten Streikbewegung zu ermitteln.

Täglich legen Hunderte von Arbeitern die Arbeit nieder. Britische Polizei wurde mehrfach in Betrieben der Vorstadt Haura eingesetzt, da die Werkstätten von streikenden Indern zu Protestversammlungen gegen die brutale Ausbeutung durch den britischen Kapitalismus benutzt wurden. Von englischer Seite wird behauptet, daß die damit in Zusammenhang stehenden Straßenunruhen schnell unterdrückt würden. Auch wird von den Engländern mit großem Eifer bestritten, daß die Streikbewegung auf die Leder- und Tabakindustrie übergegriffen habe.

Die Aengstlichkeit, mit der die britischen Behörden das Herausragen von Informationen aus der von Unruhe geschüttelten großen Hafenstadt zu unterbinden suchen, läßt auf einen sehr ernsten Zustand schließen. Es heißt, daß man dort neuerdings systematische Jagd auf Photographien macht, welche die ausgemergelten Gestalten der von den Engländern in menschenunwürdigster Weise ausgenützten Männer, Frauen und Kinder zeigt. Auch wären Verbote erlassen worden, die industriellen Betriebe, deren Hygiene aller Beschreibung spotteten, zu photographieren. Die grauenvollen Zustände in der Jute-, Tabak-, Leder- und Glasindustrie sorgten im Verein mit dem ungesunden Sumpfklima, welches die Engländer bei Errichtung dieses Zentrums unberücksichtigt ließen, dafür, daß Hekatomben der Ausrottung verfielen.

Unvorstellbare britische Unordnung

Willkürliche Preiserhöhungen. — Die Regierung machtlos.

Kennzeichnend für die unvorstellbare Unordnung in der innerenglischen Wirtschaft ist die Tatsache, daß die wilden Preiserhöhungen noch keineswegs aufgehört haben und daß die englische Regierung immer noch nicht in der Lage ist, die Preisbildung zu kontrollieren und zu lenken. Aus Kreisen des englischen Handels wird immer wieder Beschwerde darüber geführt, daß die Vorlieferanten in willkürlicher Weise die Preise erhöhen und solche Preissteigerungen mit Hinweisen auf das Kriegsrisiko, auf erhöhte Versicherungskosten und sogar auf — die Luftschutzkosten — begründen.

Im Gegensatz zu Deutschland verfügt England weder über eine Organisation zur Steuerung des Arbeitseinsatzes, noch offenbar über Persönlichkeiten, die diesen Aufgaben gewachsen sind. Nur so ist es zu erklären, daß sich in der englischen Presse Ingenieure und Techniker darüber beklagen, daß sie noch immer arbeitslos sind und auch keine Aussicht auf Einstellung haben.

Japans Platz neben Deutschland und Italien

Eine Erklärung des bisherigen japanischen Botschafters in Rom.

Der bisherige japanische Botschafter in Rom, Schiratori, erklärte auf einem für ihn veranstalteten japanischen Empfangsabend, daß der japanische Kurs festgelegt werden müßte. Japan müsse an die Unterstützung denken, die Deutschland ihm im Chinakonflikt gewährte, und in dem gegenwärtigen Krieg sollte Japan Deutschland und Italien unterstützen.

Dr. Ley im Gau Osthannover

„Die Fabriken und die Schaffenden werden auch bei Kriegsende in Ordnung sein."

Auf einer Fahrt an die innere Front Westdeutschlands besichtigte Reichsorganisationsleiter Dr. Ley im Gau Osthannover in Begleitung des Gauleiters Telschow und des Gauobmanns Wiebel eine Anzahl mittlerer und kleinerer Betriebe, wo er sich auf seinen Rundgängen durch die Werkhallen eingehend mit den Arbeitern und Arbeiterinnen unterhielt.

Im Verlauf der Fahrt, die wiederum im Volkswagen erfolgt, ergriff Dr. Ley in improvisierten Feierstunden sechsmal das Wort. In der Halle eines großen Werkes fand der erste Tag mit einer machtvollen Kundgebung seinen Höhepunkt. In seiner Rede dankte der Reichsleiter Dr. Ley den Männern und Frauen dieses Gaues für ihren sichtbaren, begeisterten Einsatz in der inneren Front. „Die Fabriken" — so sagte Dr. Ley — „und die schaffenden Menschen werden am Ende des Krieges genau so in Ordnung sein, wie sie es zu Beginn sind."

11500 Kubikmeter Umzugsgut

Dampfer „Isar" befördert Inventar der Baltendeutschen.

Im Verlauf der Umsiedlung der Baltendeutschen hat der Dampfer „Isar" die Reise von Riga nach Danzig angetreten. Im Gegensatz zu reinen Fahrgastschiffen bringt er vorwiegend Hausgerät und sonstiges Eigentum der Baltendeutschen in die neue Heimat. Er hat 11 500 Kubikmeter Umzugsgut, 5 Autos, 18 Ackerwagen, 246 Pferde, 60 Rinder und sechs Schafe geladen.

Todesurteil gegen Nürnbergs Volksschädling

Das Nürnberger Sondergericht verurteilte den 30 Jahre alten Georg Schrüfer zum Tode und seinen 28 Jahre alten Bruder Johann Schrüfer zu 12 Jahren Zuchthaus. Georg Schrüfer, der mehrfach vorbestraft ist, hat unter Ausnutzung der zur Abwehr von Fliegerangriffen getroffenen Maßnahmen unter Mitwisserschaft und in einem Falle Mittäterschaft seines Bruders Johann in zwei Monaten nicht weniger als neun schwere Einbrüche in Nürnberger Geschäften verübt und dabei 1350 RM. in bar und Wertsachen erbeutet. Das Geld haben die Volksschädlinge dann in Nachtlokalen verjubelt.

Schlesische Nachrichten

Oberschlesische Arbeitsmaiden in Sachsen

Herzliche Begrüßung in Löbau und Dresden

500 Arbeitsmaiden aus Oberschlesien trafen frisch und munter in Sachsen ein, um in sächsischen Arbeitslagern als Arbeitsmaiden zusammen mit ihren einheimischen Kameradinnen ihre Pflicht zu tun. Die Hälfte der Oberschlesierinnen hat sich freiwillig gemeldet, die andere Hälfte sind Arbeitsdienstpflichtige, die bereits erfaßt wurden und nun in dem Eifer, ihre Pflicht zu tun, den Freiwilligen keineswegs nachstehen wollen. Als die 500 Mädel zur Dienstleistung in sächsischen Lagern einberufen wurden, als sie gruppenweise in Beuthen, Gleiwitz, Neustadt, Heydebreck und Neiße den Sonderzug bestiegen, da fehlte von der ganzen großen Zahl nur eine einzige, die wegen Krankheit von der Fahrt hatte absehen müssen. Das ist ein Ergebnis, das dem Geist, dem Pflichtbewußtsein unserer weiblichen Jugend das schönste Zeugnis ausstellt. Von 76 Mädeln aus Oppeln waren 50 Abiturientinnen, die den Kriegshilfsdienst, der zur Erlangung der Studiumsberechtigung vorgeschrieben ist, als Arbeitsmaiden in Sachsen ableisten wollen.

Eine besondere Ueberraschung erwartete die Mädel auf ihrer Fahrt in Schweidnitz, wo zum Nachtmahl Station gemacht wurde. Die Stadtverwaltung, die Wehrmacht, die NSV. und der BDM. hatten alles vorbereitet, und die Freude der Mädel über diesen Abschiedsgruß der schlesischen Heimat machte sich auf dem Marsch durch die Stadt in den Liedern von der „Annemarie" und der „Rosemarie" Luft, bis zuletzt auch das „England-Lied" erklang.

Auf sächsischem Boden wurde in Löbau die erste Station gemacht. Hier verließen 150 Arbeitsmaiden den Zug. Die Bautzener Gruppenführerin und die Führerinnen der Arbeitslager, die den Mädeln nun eine Heimat werden sollen, waren auf dem Bahnhof erschienen und nahmen die für die Oberlausitzer Lager bestimmten Maiden nach einer herzlichen Begrüßung in Empfang. In Dresden stiegen die restlichen 350 Maiden aus und fanden auch hier fürsorgliche Aufnahme. Dann ging es von hier aus in mehreren Gruppen weiter in die in der Leipziger und Großenhainer Gegend, im Elbgebirge oder Ost-Erzgebirge, in Mittel- und Westsachsen oder im Vogtland gelegenen Lager.

Von Bühne, Rundfunk und Film.

Die künstlerische Tätigkeit der Theater, des Rundfunks und des Films hat auch in den Zeiten des uns aufgezwungenen Krieges keinerlei Einschränkung erfahren. Ueberall im Reich sind die Kunstinstitute nach wie vor bestrebt, dem deutschen Volk neben einer unterhaltenden Entspannung auch weiterhin die hohen Werte der deutschen Kunst zu vermitteln und ihre Pflege zu erhalten. Einen Spiegel dieses kulturellen Lebens in Schlesien und in den anderen Gauen des Reiches gibt eine neue Sendereihe des Reichssenders Breslau, die unter dem Titel „Von Bühne, Rundfunk und Film" zweimal wöchentlich, und zwar Montags und Freitags, Kulturberichte aus allen Zweigen des künstlerischen Lebens bringt. Die erste Sendung dieser Art wird für Montag, den 4. Dezember, vorbereitet.

Haudten. Beim Anhängen an ein Pferdefuhrwerk glitt ein 10jähriger Junge aus und stürzte auf die Straße. Von einem entgegenkommenden Fahrzeug wurde er angefahren und erlitt einen komplizierten Armbruch.

Liegnitz. Uraufführung eines Kriminalstücks. Das Stadttheater, das am 28. Oktober unter Intendant Richard Rückert seine diesswintrige Spielzeit eröffnete, hat in den zurückliegenden drei Wochen acht Erstaufführungen und einen Bunten Abend herausgebracht. Damit sind die Leistungen der Bühne des Vorjahres bereits bei weitem übertroffen. Unter dem Eindruck dieser künstlerischen Niveausteigerung hat die Stadt Mittel zur Vergrößerung des Chores bewilligt, so daß es auch fernerhin möglich sein wird, große Opern vollwertig herauszubringen. Am 24. November findet die Uraufführung des komödienhaften Kriminalstücks von Hans Kegler statt, das den endgültigen Titel „Keine Chance für Lindequist" erhalten hat.

Schönau. Verkehrsregeln beachten! Als dieser Tage ein Radfahrer aus Georgendorf in Richtung Schönau auf der falschen Straßenseite fuhr, begegnete ihm ein Auto aus Jauer, das mit drei Personen besetzt war. Der Radfahrer versuchte, noch vor dem Auto die andere Straßenseite zu erreichen, wurde aber von dem Kraftwagen gestreift und trug Verletzungen davon. Infolge des Zusammenstoßes und wohl auch deshalb, weil der Autolenker noch in letzter Minute versucht hatte, dem Radfahrer auszuweichen, verlor er die Gewalt über den Wagen, fuhr an einen Baum, und das Auto fiel in den Straßengraben. Die drei Insassen wurden zum Teil schwer verletzt. Die Schuld trifft in diesem Falle den Radfahrer infolge unvorschriftsmäßigen Fahrens auf der falschen Straßenseite.

Liebau. Zeitung in Argentinien berichtete über den Heiratsmarkt. Von einer Jugendfreundin, die sich jetzt in Paraguay aufhält, erhielt eine Liebauerin dieser Tage einen vom 28. Juni datierten Brief, in dem u. a. zu lesen war, daß selbst in einer deutschen Zeitung in Argentinien ein Bericht über den Liebauer Heiratsmarkt enthalten war, der bisher alljährlich am Himmelfahrtstage hier abgehalten wurde.

Neurode. Das vielseitige Rote Kreuz. Wie vielseitig die Helferinnen des Roten Kreuzes sind, bewies die hiesige Ortsbereitschaft. Sie veranstaltete vor den Verwundeten im Knappschaftslazarett und im Städtischen Krankenhaus durch die Helferinnen und Kinder unter Leitung von Frau Rose eine bunte Stunde, in der ein Kulturbild „Der Tanz durch die Jahrhunderte", ferner lustige Gesangsszenen und Solotänze dargeboten wurden. Die Verwundeten sangen zum Dank ihre schönsten Soldatenlieder, und einer von ihnen spielte lustige Weisen auf dem Schifferklavier. Das Rote Kreuz hat ferner für die nächste Zeit einen Kameradschaftsabend und eine vorweihnachtliche Freude am ersten Adventssonntag geplant. Auch wird die Freizeitgestaltung für die Verwundeten eifrig ausgebaut, denn sie besuchen mehrere Großbetriebe, so zunächst eine Weberei, eine Großdruckerei und eine Brauerei. Auch Spaziergänge in das schöne Bergland werden unternommen.

Zuchthaus für zwei Volksschädlinge.

Das Schlesische Sondergericht in Breslau verhängte gegen zwei Volksschädlinge schwere Zuchthausstrafen. Die aus der Haft vorgeführten Angeklagten, der 38jährige Alfred Gräser aus Breslau, Wesiendstraße 66, und der 44jährige Walter Volkland aus Breslau, Feldstraße 14, haben unter Ausnutzung der durch den Kriegszustand verursachten außergewöhnlichen Verhältnisse sich fortgesetzt als Diebe, Gräser insbesondere des schweren Diebstahls an dem Eigentum von im Felde stehenden Soldaten schuldig gemacht. Das Gericht verurteilte Gräser zu acht Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrenrechtsverlust und Volkland zu vier Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrenrechtsverlust. Die Urteilssprüche sind sofort rechtskräftig.

Revision im Mordprozeß Sacher.

Die Staatsanwaltschaft hat gegen das Urteil der Breslauer Großen Strafkammer, das den 62 Jahre alten Angeklagten Oskar Sacher wegen Aussetzung nach § 221, Abs. 1, zu drei Jahren Gefängnis verurteilte, Revision beim Reichsgericht eingelegt. Der Staatsanwalt hatte gegen den Angeklagten wegen Mordes die Todesstrafe beantragt.

Ein gutes Buch für den Weihnachtstisch

bietet Ihnen unsere reichhaltige und neuzeitliche Auswahl in

Romanen
Jugendschriften
Märchenbücher
Bilderbücher
Kochbücher

Beachten Sie unsere Schaufensterauslagen!

Buchbestellungen werden dieses Jahr rechtzeitig erbeten und ohne Aufschlag schnellstens ausgeführt

E. Dodeck's Erben, Bahnhofstraße 12

— — Inserieren bringt Gewinn — —

Heute Donnerstag neu!

Die Wehrmacht
Illustrierter Beobachter
Münchner Ill. Zeitung
Berliner Ill. Zeitung
Kölnische Ill. Zeitung
Marie Luise
Koralle
Gartenlaube
Die junge Dame

Ab Freitag:

Deutsche Ill. Zeitung
Filmwelt
Schles. Sonntagspost
Rätselzeitungen
und sämtliche
Radio-Programme
zu haben in
Dodeck's Buchhdlg.
Bahnhofstraße 12

Brockauer Vereinsanzeigen.

T. V. „Friesen" Brockau. Sonnabend, den 25. November, 20,15 Uhr Monatsversammlung bei Warkus.

S. C. „Sturm 1916" Brockau. Freitag, den 24. November, um 20,30 Uhr wichtige Monatsversammlung bei Bothe. — Spiele am Sonntag (Lindenruh: 9⁰⁰ Uhr „Sturm" 1. B-Jgd. — „02" 1. B-Jgd. 10³⁰ Uhr „Sturm" 2. Senioren — „Hertha" 3. Senioren
13⁰⁰ Uhr „Sturm" 1. Schüler — „Hertha" 1. Schüler
14⁰⁰ Uhr „Sturm" 1. Senioren — „Germania" 1. Senioren.

RSpG. Brockau. Spiel am Sonntag (Reichsbahnsportplatz) Handball: 11 Uhr „Reichsbahn" 1. Männer — „Alemannia" 1. Männer.

Liederbuch „Wir Mädel singen" . . **2.30**
Große Duden **4.00**
Kleine Duden **1.50**
Schlag nach **4.00**
Amtl. Unterrichtsbuch über Erste Hilfe vom Deutschen Roten Kreuz (gediegnere Druckausgabe) **3.25**
Kleine Elektrotechnik für Jungen . **3.60**
wieder eingetroffen

E. Dodeck's Erben, Bahnhofstr. 12